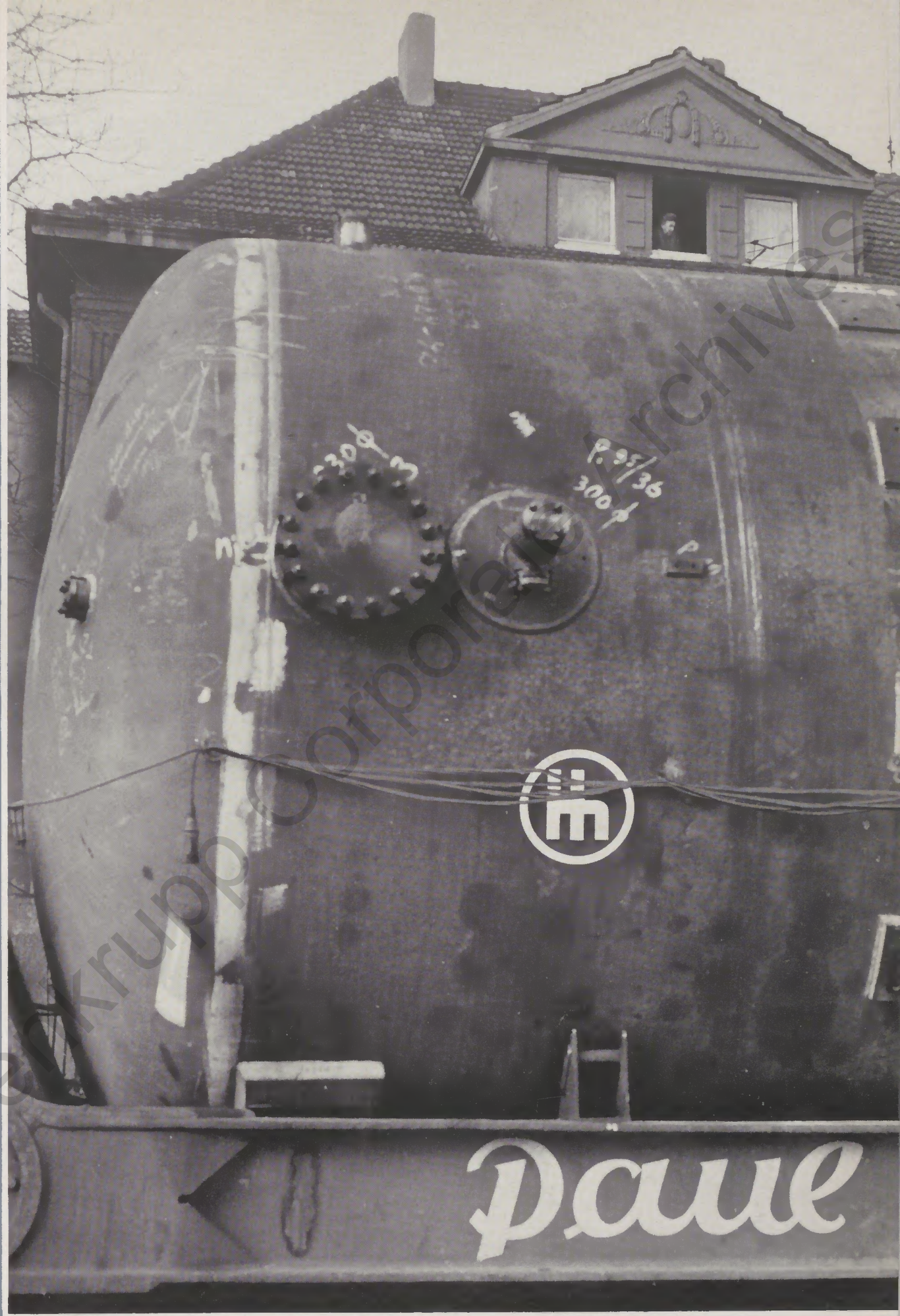




RUHRSTAHL



3

MÄRZ
1959

Verlagspostamt Witten

Werkzeitschrift

Nur für Betriebsangehörige



Titelfoto:

Perspektiven

Als am 8. Februar ein 24,5 m langer Erdgasbehälter von der Henrichshütte ins Emsland transportiert wurde, erwischte unser Fotograf in einer Hattinger Straße diese gewiß eigenartige Perspektive: scheint es nicht, als sei der 4 m im Querschnitt messende Behälter so hoch wie ein Haus? Das — man möchte meinen — dazugehörige Dach samt Erkerfenster und Bewohnerin vervollständigen die optische Illusion.

Foto: Ahlborn

Rücktitel:

Bewegung

ist noch lange kein Fortschritt

Ein junger Mann versucht, um ein bestimmtes Ziel zu erreichen, unter größtmöglicher Geschwindigkeitsentfaltung auf einer rotierenden Scheibe Boden zu gewinnen. Doch vergebens; so sehr er auch spurtet, für die Zuschauer bleibt er immer an der gleichen Stelle. Für viele Menschen ist auch das Leben so einem „Teufelsrad“ vergleichbar: Sie bemühen sich vorwärts zu kommen, verausgaben sich — und treten doch auf der Stelle, straucheln gar.

Foto: Ahlborn

Der Oberfeuerwehrmann Emil Grote — seit 25 Jahren Werksangehöriger der Henrichshütte — ist seit neun Jahren bei der Werksfeuerwehr tätig.

Die Aufgaben der Werksfeuerwehr sind vielseitig. Sie wird nicht nur zu Bränden gerufen, sondern auch bei Unfällen, Gasgefahr, Wasserrohrbrüchen, kurz, wo immer und wann immer es im Werk „brennt“. Die Einsatzbilanz der Werksfeuerwehr der Henrichshütte wies im Jahre 1958 u. a. aus: 381 Einsätze bei Bränden sowie Pumpen-, Gas- und sonstigen Hilfeleistungen, 9112 Krankentransporte und 1679 Gaswachen.

Foto: Ahlborn

Warum so trübe Gesichter?

Es ist eigenartig, daß man so selten frohe Mienen sieht. Ob man durch die Straßen geht, in der Straßen- oder Eisenbahn fährt, stets blickt man in Gesichter, die verdrossen durch den Alltag gehen. Auch in den Werken, in den Betrieben und Büros herrscht ein strenger Ernst, so scheint's, der selten nur von einem Scherz, durch herzliches Lachen entspannt oder gar gelockert wird. Nur: Ein kleiner Schwatz so dann und wann; dem wird gefrönt, recht oft mit sichtlichem Behagen.

Sonst aber? Man grüßt sich wohl in den Wandelgängen der Büros, man lüpft den Hut auch höflich auf der Straße. Doch geschieht's so oft mit einem Lächeln, das häufig einer Maske gleicht.

Ein jeder trottet — mit sich und seinen mehr oder minder großen Sorgen beschäftigt — durch die Tage, die ihm vom Schicksal gegeben sind. Trifft man dann unversehens auf unbeschwerter Frohsinn oder auf das offen gezeigte Glück zweier Menschen, so zeigt man sich ungläubig, dreht sich danach um. Mancher schüttelt wohl den Kopf, bei sich denkend, daß die Zeiten zu ernst seien für Frohsinn und unbeschwertes Glück. Aber zuweilen geht auch über die trübsinnigste Miene sorgenbeladener Alltagsmenschen ein Lächeln, huscht ein Verstehen über ihr Gesicht. Doch für Momente nur; schon kapseln sie sich wieder ein, des Glücks entratend, das anderen blüht.

*

Warum eigentlich sind wir solche Einzelgänger des Alltags, wiewohl wir in den Betrieben und Büros so nahe beieinander sind? Es mag z. T. wohl daran liegen, daß wir uns selbst zu wichtig nehmen, unsere häuslichen sowie beruflichen Sorgen und kleinen Wehwehchen. So kommt's, daß wir nur unverbindliche Worte wechseln in der Straßenbahn, in der Mittagspause, zumal wir dann noch müde sind, mürrisch oder hungrig. Aber im Grunde interessiert uns das Gespräch in keiner Weise; wir führen es, weil's einmal angefangen wurde. Ein wenig Klatsch, nun ja, den nimmt man mit. Aber sonst? Was interessieren uns die persönlichen Sorgen unseres Gegenüber, der sie sich gerne von der Seele reden möchte. Wir haben selber — so jedenfalls glauben wir — genug an uns zu tragen. Wo nicht, so halten wir uns oftmals für zu gut, um anderer Leute Sorgen anzuhören.

Nur gelegentlich bricht das Persönliche im Gespräch hervor, sehen Menschen sich — die miteinander arbeiten — nicht als Kollegen nur, sondern wirklich als Menschen; aber dann verschließt man sich einander wieder, ist sich fremd.

*

So lebt man denn, in den meisten Fällen den anderen nach Vorurteilen einschätzend, aneinander vorbei. Rasch klassifizieren wir unsere Mitmenschen nach Sympathien und Antipathien, halten uns für Menschenkenner mit dem scharfen Blick. Doch nicht selten stellen wir dann eines Tages fest, daß wir den einen über-, den anderen unterbewertet haben.

Den uns freundlich gesonnen Scheinenden begegnen wir oftmals mit Illusionen im Herzen und werden dann plötzlich bitter enttäuscht. Wer uns aber fremd ist — und fremd bleibt —, den glauben wir „sachlich“ einschätzen zu können, wobei das Bild, das wir uns von ihm machen, unbewußt zumeist, recht negativ ausfällt. Warum? Weil wir uns selbst zum Maßstab machen. Das aber ist doch wirklich subjektiv und gibt dem anderen kaum eine reelle Chance. Trifft dies — recht oft zu Unrecht — nicht auch in der Beurteilung unserer Vorgesetzten zu? Zwischen ihm und uns liegt eine gewisse mehr oder weniger breite Distanz, die sich aus dem „Dienstverhältnis“ ergibt. Wohl ist auch ein Vorgesetzter schließlich Mensch wie jeder andere, mit seinen starken und schwachen Seiten, mit privaten Freuden und Sorgen. Er ist uns aber dennoch zumeist fremd, weil wir zu sehr in ihm den Vorgesetzten sehen wollen und zu wenig auch den Menschen in ihm beachten. Nicht jedem Vorgesetzten ist es gegeben, mit einem leichten Wort, mit einer verbindlichen Geste jenes spontan vertrauensvolle Verhältnis zwischen sich und seinen Mitarbeitern herzustellen, das für den gemeinsamen Erfolg der Arbeit so außerordentlich wichtig ist.

Je höher seine „Dienststellung“ ist, desto größer ist die Verantwortung, die er für alle zu tragen hat. Desto größer ist aber auch die Gefahr, daß er in seiner Arbeit einsam wird, mutwillig vereinsamt, daß ihm nicht mehr die ganze Wahrheit, sondern bevorzugt nur das Angenehme unterbreitet wird. Wir achten den „Dienstweg“ — und auf uns selbst. Aber sollte nicht auch der Vorgesetzte über seinen eigenen Schatten springen können? Wir achten auf die Launen des Chefs, sehen aber seine Schwächen oftmals in einer Verzerrung, die des Ausgleichs durch seine guten, uns nicht immer bekannten Seiten entbehrt.

*

Mißmutig sind unsere Gesichter, trüb die Mienen, wenn wir durch die Straßen gehen. Nur das eigene Zuhause läßt uns die durch den Tag getragene Tarnkappe menschlicher Gleichgültigkeit abstreifen. Hier, in den eigenen vier Wänden, ist man Mensch — und darf es sein. Doch auch hier findet nicht jeder das beglückende Gefühl inneren Ausgefülltseins. So nimmt er denn wieder Hut und Mantel, geht hierhin und dorthin, gibt sich fröhlich nach außen und ist doch verquält im Inneren.

Wir haben jeder unser mehr oder weniger schweres Päckchen in diesem Leben zu tragen. Aber nur in den seltensten Fällen sollte eigentlich die Last so schwer sein, daß sich das drückende Gewicht auf unseren Mienen widerspiegelt. Stellen wir doch einmal unsere Sorgen und Kümernisse in Relation zu denen anderer Menschen, die wir kennen, zum Schicksal vieler, die unglücklicher dran sind als wir selbst. Jeder neue Tag ist uns dann — so gesehen — ein Geschenk; stets von neuem sollten wir deshalb mit einer frohen Gelassenheit den Ereignissen des Alltags begegnen. Nicht die Umwelt ist schuld daran, wenn wir sie durch eine grave Brille betrachten. Wir selbst wählen uns die Brille, durch die wir sehen wollen.

Ob im Betrieb oder Büro, auf der Straße oder zu Hause, immer sollten wir mit klaren Augen, mit wachem Verstand und darüber hinaus mit menschlichem Verständnis für die Umwelt unsere Tage durchheilen. Dann nämlich stellt sich ganz von selbst ein engeres, von Herzen kommendes Verhältnis zu unseren Mitmenschen ein. Nur wer in einer gewissen Harmonie mit seiner Umwelt lebt, wird schließlich auch mit sich selbst ins Lot kommen. Gewiß ist dies die schwerste Lebenskunst von allen, doch sollte es ein wenig doch gelingen, wollten wir uns selbst nicht gar so wichtig nehmen.

RUHRSTAHL WERKZEITSCHRIFT

Nr. 3 März 1959

Aus dem Inhalt:	Seite
Portrait der Arbeit: Feuerwehrmann	2
Redaktionskommentar: Warum so trübe Gesichter?	3
Lehrlinge: Aufnahmeprüfungen	4-7
Transport eines Schwerbehälters	8/9
Kaltwalzwerk für Rourkela	10
Wirtschaft: Konvertibilität	11
Über das moderne Wohnen	12/13
Feuilleton: Der Osterhausputz	14
Das Zwiegespräch:	15
Brackwede: „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein...“	16/17
Annen: Bei der Pacific Pumps Inc.	18/19
Unfallschutz: Verkehrssicherheit	20
Werksarzt: Preßlufterkrankungen	21
Kurzkomentar: Im Ruhrgebiet	22

Herausgeber: Ruhrstahl Aktiengesellschaft, Witten

Verantwortlich: Siegfried Westphal, Leiter der Presse-Abteilung

Redaktion: Dipl.-Volkswirt Heiko Philipp,
Witten-Annen, Stockumer Straße 10, Telefon 65 41
Nebenanschlüsse 7270/72 69

Fotos: Werkzeitschrift Ahlborn (41);
Sieber-Krop, Annen (2); USA-Botschaft (1)

Illustrationen: Siebek (5)

Klischees: Proll und Kropf, Bodum

Druck: C. Hundt sel. Wwe., Hattingen

Auflage: 15 400

Kostenlose Abgabe an die Betriebsangehörigen

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion



Die Ergebnisse der schriftlichen Arbeiten liegen dem Ausbildungsleiter für kaufmännische Lehrlinge und Anlernlinge unseres Unternehmens bereits vor, wenn er an einigen Nachmittagen im November die Lehrlingsaspiranten einzeln in sein Büro bittet. In kurzen unformellen Gesprächen versucht er sich ein unmittelbares Bild von der Persönlichkeit der Jugendlichen zu machen. Forsch, zaghaft, unsicher oder unbefangen, je nach Veranlagung, Erziehung oder Lampenfieber, betritt der jeweilige „Kandidat“ den Raum, nicht selten schon ein wenig nervös durch das mitunter recht lange Warten. Er nimmt Platz, vielfach vor Aufregung nur auf der Stuhlkante sitzend. Dann beginnt das Interview. Der Ausbildungsleiter hat aus den vorliegenden Ergebnissen der schriftlichen Arbeiten bereits ersehen können, ob der junge Mann oder das junge Mädchen vor ihm noch eine gute Chance hat, innerhalb der Einstellungsquote berücksichtigt zu werden. Allerdings kann ein guter Eindruck während des Interviews noch manchen Schnitzer in den schriftlichen Arbeiten wettmachen. Schließlich ist nicht jeder ein „Prüfungstyp“, und es wäre bitter, wenn eine Indisposition am Tag der schriftlichen Prüfung zum Fallstrick für eine begehrte Lehrstelle werden sollte.

Das Gespräch zwischen Ausbildungsleiter und Lehrlingsaspirant besteht zumeist aus Frage und Antwort: „Warum willst du Kaufmann werden?“ „Was stellst du dir unter deiner künftigen Tätigkeit vor?“ (Gerade zu diesem Punkt werden vielfach außerordentlich unklare Auskünfte gegeben.) Aber auch Fragen, die bereits ins Kaufmännische gehen, werden gestellt, etwa: „Wie hoch ist die Zeche – ohne Bedienungszuschlag –, wenn der Kellner sagt, die Rechnung – einschließlich 10% Bedienungsgeld – betrage 20 DM?“ Oder: Wer macht in der Bundesrepublik die Gesetze?“ Fragen allgemeiner Art, Fragen, die

selbständiges Überlegen erfordern, und reine Wissensfragen des staatsbürgerlichen Alltags wechseln in bunter Reihenfolge. Der Ausbildungsleiter versucht hierdurch ein Bild vom Auffassungs- und Reaktionsvermögen sowie vom Fundamentalwissen des „Kandidaten“ zu erlangen. Mancher läßt sich nicht verblüffen, antwortet klar und druckst nicht herum wie viele andere. Gewiß macht sich hier vielfach der Unterschied zwischen Volksschülern und Mittel- sowie Oberschülern bemerkbar, doch wird auch der Schwierigkeitsgrad der Fragen entsprechend variiert.

Während die jungen Männer zumeist noch mit einer – jedenfalls anfänglichen – Kühnheit, zum Teil aber auch Schnoddrigkeit die Antworten zu geben versuchen, sind die jungen Mädchen von 14 Jahren (und ein bißchen älter) erheblich scheuer, unsicherer – und damit schweigsamer. Andererseits überraschen aber manche durch wohlüberlegte Antworten oder aber durch das freimütige Eingeständnis, die Frage nicht beantworten zu können. Auch die ewig weibliche Waffe der Koketterie wird ab und zu ins Treffen geführt, bewußt oder unbewußt. Manchmal wirkt es bei diesen noch blutjungen Damen ein wenig peinlich, doch gelegentlich muß auch der Ausbildungsleiter für Momente die Waffen strecken vor einer Eva, deren natürlicher Charme zwar nicht die fehlenden Kenntnisse ersetzen, wohl aber doch eine wohlwollende Stimmung erzeugen kann.

Aber es geht schließlich doch sachlich zu. Die schriftlichen Prüfungen sind ein handfestes Indiz, die Interviews sollen nur das Bild abrunden und gelegentlich eine letzte Chance bieten.

Stundenlang reiht sich so ein Interview an das andere. Plus- und Minuspunkte beschweren oder erleichtern die Waagschalen jedes einzelnen. Zieht der Ausbildungsleiter endlich den Schlußstrich,



Jedes Jahr zu Ostern verlassen in Westdeutschland rund 700 000 Jungen und Mädchen die Schulbank, um sie mit einem Arbeitsplatz in Industrie, Handel und Gewerbe zu vertauschen. Für sie ist es ein neuer Lebensabschnitt, dessen Beginn viele wie ein Abenteuer anmuten mag. Was wissen denn die noch sehr jungen Menschen von der Tätigkeit, die auf sie wartet? Bereits im Spätherbst ihres letzten Schuljahres bewerben sich die Jungen und Mädchen bei ihren zukünftigen Lehrherren und Arbeitgebern, die ihrerseits aus der Vielzahl der Angebote die ihnen geeignet erscheinenden Jugendlichen auswählen. Daneben vermitteln die Berufsberatungsstellen der Arbeitsämter Abertausende von Arbeitsstellen für Jugendliche in Stadt und Land. — Die Ruhrstahl-Werkzeitschrift berichtet ihren Lesern über die Lehrlingeinstellungsprüfungen sowie über einige Probleme der Lehrlingsauslese.

so hat sich entschieden, daß mancher der hoffnungsvollen „Kandidaten“ nicht die begehrte Lehrstelle bei Ruhrstahl erhalten kann. Wenngleich der Lehrlingsnachwuchs für die kaufmännischen Tätigkeiten nicht nach Elitegesichtspunkten ausgewählt wird, sondern ein gesunder Durchschnitt das Fundament der künftigen Angestelltenschaft bilden soll, so ist doch immer noch ein erschreckend hoher Prozentsatz der Lehrlingsaspiranten als „nicht geeignet“ zu bezeichnen.

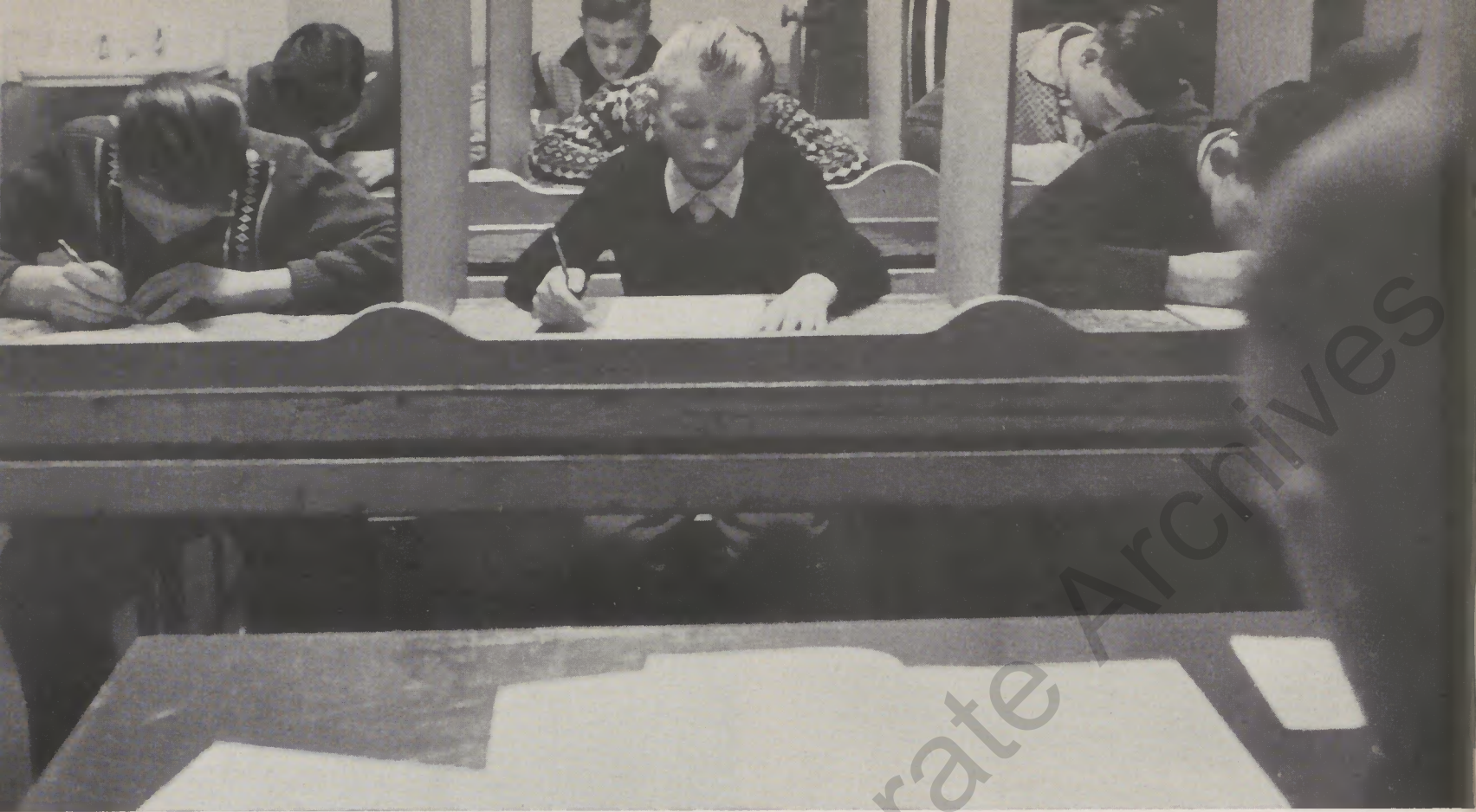
*

Während die kaufmännischen Lehrlinge und Anlernlinge sowohl schriftlich als auch mündlich geprüft werden, erstrecken sich die Einstellungsprüfungen für gewerbliche Lehrlinge auf schriftliche und praktische Tests, während auf eine mündliche Prüfung — allein schon wegen der Vielzahl der Bewerber — verzichtet wird.

Die schriftlichen Prüfungen, sowohl für kaufmännische als auch gewerbliche Lehrlinge waren schon mehrfach Anlaß zu Diskussionen und Beschwerden insbesondere solcher Eltern, deren Kinder, als „ungeeignet“ bezeichnet, keine Lehrstelle bei uns erhielten. So wird immer wieder behauptet, die Prüfungen seien zu schwer. Gewiß, sie sind nicht kinderleicht. Aber schließlich ist ihr Zweck nicht, sämtliche Bewerber passieren zu lassen, vielmehr liegt ihr Sinn in der Auswahl geeigneter Bewerber. Sowohl die Prüfungsaufgaben der kaufmännischen als auch die der gewerblichen Lehrlinge sind in ihrer Grundkonzeption bereits vor Jahrzehnten von Psychologen und Pädagogen ausgearbeitet worden. Im Laufe der Zeit erfuhren sie zwar manche Abwandlung, und die Lehrlingsausbilder großer Industrieunternehmen, so auch der Ruhrstahl AG, haben im Rahmen der vorgegebenen „Grundtests“ eigene Aufgaben entwickelt, aber sie wurden weder dem



Lehrlinge in der Prüfung



Schwierigkeitsgrad nach, noch in der Breite der durch die Prüfungen zu erfassenden Kenntnisse und Reaktionen der Prüflinge in irgendeiner Richtung verändert.

Während es bei den kaufmännischen Lehrlingen vor allem darauf ankommt, Stilgefühl, Rechenkenntnisse (Bruch, Multiplikation, Division, Prozent, Dreisatz), Auffassungs- und Kombinationsgabe sowie das Erinnerungsvermögen zu testen, liegt der Akzent der Aufgaben für die gewerblichen Lehrlinge bei Rechenkenntnissen, Erinnerungsvermögen (optisch) und abstraktem Denken. Hinzu tritt bei ihnen noch die Prüfung ihrer praktischen Geschicklichkeit, ihres technischen Feingefühls. Einige unserer Fotos zeigen Beispiele der Aufgaben, die von den Lehrlingsbewerbern zu lösen sind.

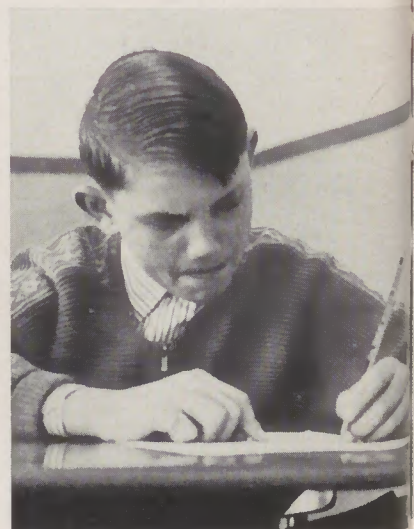
Nach einem Prozentpunktsystem erfolgt die Bewertung, so daß sich, wie schon in der Schule, auf Grund der gezeigten Leistungen bald die guten, die mäßigen und die schlechten Ergebnisse voneinander unterscheiden.

Wenn sich bei der Heinrichshütte fast jedes Jahr rund 300 Lehrlingsbewerber melden, so war von vornherein anzunehmen, daß nur ein gewisser Prozentsatz von ihnen auf Grund der gezeigten Leistungen mit einer Lehrstelle rechnen konnte. Da stets eine recht stattliche Zahl der Bewerber noch befriedigende Leistungen aufzuweisen imstande war, darf gefolgert werden, daß

die Prüfungsanforderungen keineswegs überhöht sind. Es sei zugestanden, daß mancher Prüfling nervös wird, da die Prüfungsatmosphäre stets zu gewissen Hemmungen des Denkprozesses führt. Das aber ist jedem Ausbilder bekannt. Auch das Gefühl, während der Prüfung unter Zeitdruck zu stehen (für jede Aufgabe steht zwar reichlich, aber doch nur begrenzt Zeit zur Verfügung), wirkt sich auf den Prüfling lähmend aus. Aber soll man deswegen die Schwierigkeitsgrade der Aufgaben herabsetzen? Ein gewisses Minimum muß dem Prüfling abverlangt werden, sonst verlieren alle Prüfungen ihren Sinn.

*

Unsere Werke Hattingen, Annen und Brackwede werden zum diesjährigen Ostertermin 141 gewerbliche und 10 kaufmännische Lehrlinge sowie 22 Anlernlinge (einschließlich Verwaltung Witten) zunächst für eine dreimonatige Probezeit einstellen. Die Heinrichshütte wird in diesem Jahr nur 80 gewerbliche Lehrstellen neu besetzen, was gegenüber den Vorjahren zweifellos eine gewisse Einschränkung bedeutet. Interessanterweise ist aber auch die Zahl der Bewerber merklich zurückgegangen. In Annen fanden praktisch sämtliche Bewerber eine Lehrstelle im Gussstahlwerk, während lediglich das Werk Brackwede sowie die kaufmännische Sparte noch kein Zurückgehen der Bewerberzahl gegenüber den Vorjahren feststellen konnte.



Die Verringerung der Bewerberzahl wird in erster Linie auf die zahlenmäßig schwächer werdenden Schulentlassungen zurückgeführt, aber es scheint sich auch eine gewisse von den Arbeitsämtern geleitete Tendenz vom Großbetrieb weg anzudeuten, der ein verringertes Lehrstellenangebot der Eisen schaffenden Industrie entgegenkommt. Im Kammerbezirk Bochum ist aber auch festzustellen, daß bei fast allen Großbetrieben zum Teil erheblich weniger Bewerbungen als in früheren Jahren eingegangen sind; verhältnismäßig weniger Lehrstellen als sonst blieben bei Klein- und Mittelbetrieben offen. Allerdings wird bei der Bewerbung nach wie vor solchen Betrieben der Vorzug gegeben, die über eigene Lehr- und Ausbildungsstätten verfügen.

Die Berufsberatungsstellen der Arbeitsämter haben gelegentlich ihrem Unmut über solche Betriebe Ausdruck verliehen, die zunächst die besten Lehrstellenaspiranten für sich aussuchten, und die für sie ungeeignet erscheinenden den Arbeitsämtern „zur weiteren Vermittlung“ ans Herz legten; sie hatten also die Last mit den „schwierigen“ Fällen.

Die Arbeitsämter haben ein gewisses Vermittlungsmonopol von Amts wegen. Ihnen obliegt auch die Berufsaufklärung in den Schulklassen, die zur Entlassung anstehen. Jeder Schulentlassene wird karteimäßig erfaßt und, sofern er sich nicht direkt bei einer Firma bewirbt, an Lehrlinge suchende Firmen vermittelt. Es hat sich im Lauf der Jahrzehnte, die die Berufsberatungsstellen der Arbeitsämter schon bestehen, eine gedeihliche Zusammenarbeit zwischen der Wirtschaft und den Berufsberatungsstellen herausgebildet. Die Firmen zeigen jeweils dem Arbeitsamt die voraussichtliche Zahl der zur Verfügung stehenden Lehrstellen an. Die Lehrstellenbewerber wiederum geben dem Arbeitsamt an, bei welcher Firma sie welchen Beruf erlernen möchten. Die Ergebnisse der in vielen Fällen auch von den Berufsberatungsstellen selbst durchgeführten Eignungsuntersuchungen geben dann immer noch Gelegenheit, Berufswünsche zu korrigieren und bislang noch nicht offensichtlich gewordene Talente der Lehrstellenbewerber festzustellen. Übrigens wurde — um auch den kleinen Betrieben und dem Handwerk Lehrlinge zuweisen zu können — verschiedentlich zwischen den Arbeitsämtern und der Industrie vereinbart, daß sämtliche Eignungsprüfungen, die von Firmen selbst durchgeführt werden, an ein und demselben Tag stattfinden müssen, so daß Doppelbewerbungen ausgeschlossen sind.

Zweifelloos ist heute im allgemeinen das Angebot an Lehrstellen größer als die Zahl der Bewerber. Man rechnet in den nächsten zwei Jahren sogar mit einer weiteren Verminderung der Zahl der Schulentlassenen um rund 40 %, da die geburtschwachen Jahrgänge der unmittelbaren Nachkriegszeit jetzt in das Lehrlingsalter kommen. Viele — insbesondere große — Firmen haben dem dadurch zu erwartenden Nachwuchsmangel zum Teil vorgebeugt, indem sie in den vergangenen Jahren eine gewisse „Nachwuchsreservepolitik“ betrieben haben. Da bislang auch das Lehrlingsangebot talentmäßig noch außerordentlich reichhaltig war, konnten die Lehrstellen wirklich nach Eignung besetzt werden. Das aber ist wichtig, denn eine wohllose Besetzung der Lehrstellen, aus Sorge man könne plötzlich ohne Nachwuchs dastehen, ist gefährlich. Deshalb muß aber auch von den Eltern zukünftiger Lehrlinge erwartet werden, daß sie Verständnis dafür aufbringen, wenn ihr Kind mangels gewisser Qualifikationen nicht die gewünschte Lehrstelle erhält. Nicht selten hegen die Eltern für ihre Kinder Berufswünsche, die nicht



in Erfüllung gehen können, weil es den Kindern an den entsprechenden Fähigkeiten fehlt. Jeder sollte im Beruf an dem Platz stehen, der seinen Fähigkeiten am besten entspricht. Mit Wunschbildern hilft man niemandem, am wenigsten dem Kind selbst, dem der falsche Ehrgeiz der Verwandten nur eine Belastung für den künftigen Berufsweg sein muß.

So trennt man Spreu vom Weizen: Die speziellen technischen Begabungen der Lehrstellenbewerber lassen sich zweifellos nicht an Schulzeugnissen ablesen. Hierüber geben aber wohlausgeklügelte psychologisch-technische Tests Aufschluß. So läßt man die Prüflinge zum Beispiel zwei voneinander unabhängige Bewegungen koordinieren (Bild oben), eine Fähigkeit, die besonders Drehern zu eigen sein muß; das richtige Biegen eines Drahtes nach einem Vorbild gibt Auskunft über Fingerfertigkeit und Formgefühl (Bild links unten); das ins Lot bringen des mit verschiebbaren Gewichten bestückten „Christbaums“ stellt den Prüfling vor das Problem, Ursache und Wirkung zu erkennen (Bild unten). Der Vollständigkeit halber werden die Lehrlingsaspiranten auch in den wichtigsten Schulfächern schriftlich geprüft (Bild links oben), wobei die hier gezeigten Leistungen oftmals nicht mit den Zeugnisnoten übereinstimmen. Unsere Schnappschußserie (linke Seite unten) zeigt, daß diese Prüfungsaufgaben manchem wirklich eine geistige Anstrengung abfordern





Der „Lindwurm“ kommt

Verladung



Abschied



Um Fingersbreite

Erdgasbehälter auf Reisen

300 km durch Westfalen

Polizeieskorte



Der Transport von zwei je 24,4 m langen Erdgasbehältern von der Henrichshütte in Hattingen zur „Gewerkschaft Erdölraffinerie Emsland“ in Lingen war selbst für die auf Schwerlasttransporte spezialisierte Firma Paul Rosenkranz AG, Witten, eine nicht ganz alltägliche Aufgabe.

Als am 31. Januar der erste der riesigen Behälter (Durchmesser 4 m), selbsttragend auf einen Tiefladeanhänger mit seitenverstellbaren Wangen stahlseilvertüt, seinen Weg durch Hattingen nahm, glaubte man fast, ein stählerner Lindwurm würde sich durch die engen Gassen des Ortes.

Zeitweilig sogar von zwei Zugmaschinen bewegt, rollte die 54,5-t-Last in gemächlichem Tempo in Richtung Emsland, eskortiert von zwei Polizeistreifenwagen. Bochum, Dortmund, Unna, Autobahn bis Dortmund-Nordwest, Waltrop, Datteln, Haltern, Münster, Burgsteinfurt, Rheine und schließlich Lingen. Orte, die auf dem fast 300 km langen Weg immer aufs neue verkehrstechnische Probleme an die Zugmannschaft stellten. Brückenunterführungen, enge Straßen, Kanalüberführungen, Landstraßen verschiedener Ordnung, aufkommende Nebel. Obwohl mit Sondergenehmigung sonntags, im übrigen fast nur nachts gefahren wurde, blieb der Begleitpolizei genug zu tun, um den Verkehr umzuleiten, die Straße für das stählerne Ungetüm freizumachen. Fast drei Tage dauerte jeweils der Transport, bis mit der Entladung am Bestimmungsort begonnen werden konnte.

Hier gab es neue zeitraubende Schwierigkeiten zu überwinden. Da die Zugmaschinen wegen der Explosionsgefahr nicht in die unmittelbare Nähe der Raffinerieanlagen fahren durften, mußten mit Hilfe von einem Kranwagen, zwei Plateauwagen, Seilwinden und festen Rollenzügen die Behälter zu den Betonfundamenten bewegt werden. Dabei galt es, etwa 200 m speziell planiertes Gelände zu überwinden; nur Meter um Meter rückten die Behälter den Fundamenten näher. Über zwei Wochen harter Arbeit waren notwendig, bis schließlich beide Behälter (der zweite verließ Hattingen am 8. Februar) unter Assistenz von Ruhrstahl-Monteuren aufgestellt und verankert waren.



Stauende Dorfbewohner

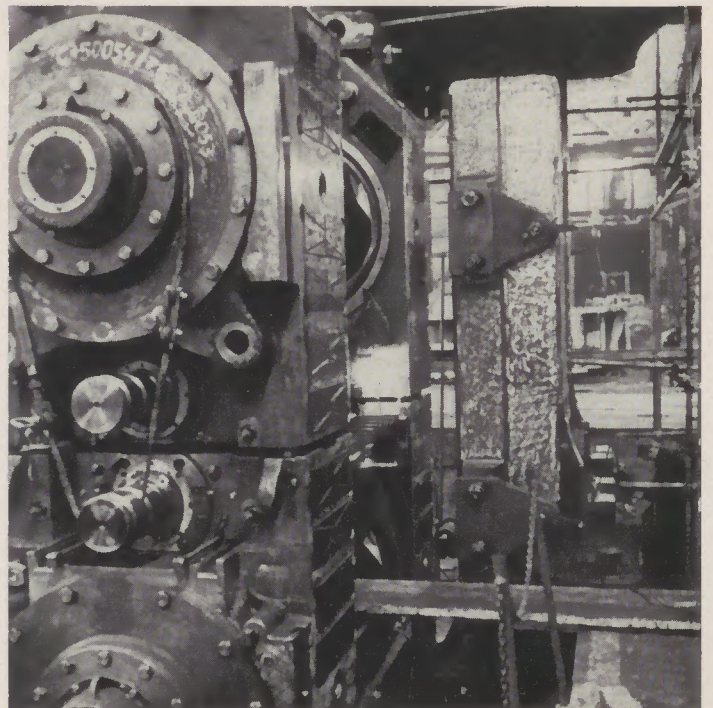
HENRICHSHÜTTE

Kaltwalzwerk für Rourkela

Werkstattmontage im Maschinenbau

Zu den Lieferungen der westdeutschen Eisen- und Stahlindustrie für das von einem westdeutschen Industriekonsortium geplante und erbaute Stahlwerk Rourkela in Indien gehört auch eine ganze Reihe von Erzeugnissen der Henrichshütte. Besonders erwähnenswert ist in diesem Zusammenhang die Lieferung eines Vier-Walzen-Bandkaltwalzwerks, das aus zwei Quarto-Reversiergerüsten besteht und Ende Februar das Stadium der Werkstattmontage erreicht hatte. Im April werden die einzelnen Aggregate dieses Walzwerks voraussichtlich ihren Weg in das neue Stahlzentrum Rourkela antreten.

Das nach modernsten technischen Gesichtspunkten konstruierte Quarto-Walzwerk arbeitet im Prinzip ähnlich wie die Quarto-Grobblechstraße der Henrichshütte, die allerdings ein Warmwalzwerk ist. Die Walzenständer wiegen je 112 t und messen in der Höhe 7,85 m. Die Ballendurchmesser der Stützwalzen betragen 1380 mm, die der Arbeitswalzen 400 mm, bei Ballenlängen von 1700 bzw. 1200 mm. Die Antriebsaggregate erreichen eine Leistung von 170 kW. Das Gesamtgewicht des Gerüstes (einschließlich Fuß, Kopf und Einbauten) beträgt 420 t, was etwa dem Gewicht eines kleineren Fischdampfers entspricht.



Konvertibilität: Tausche DM gegen Gulden

Wissenswertes über die Konvertibilität der Währung

Am 29. Dezember 1958 erklärten zehn westeuropäische Staaten — Frankreich, die Bundesrepublik Deutschland, Großbritannien, Italien, Belgien, die Niederlande, Luxemburg sowie Schweden, Dänemark und Norwegen — mit sofortiger Wirkung die freie Konvertierbarkeit ihrer Währungen. Dieser mutige Schritt, der vielfach nicht zu Unrecht als weiterer Markstein auf dem Weg zur europäischen Integration bezeichnet wurde, bedeutet weitgehend das Ende jahrzehntelanger nationaler Devisenbewirtschaftung, die den reibungslosen Handels- und Kapitalverkehr auf internationaler Ebene beträchtlich behindert hat. — In unserem Aufsatz wird versucht, den Begriff „Währungskonvertibilität“ zu erklären und ihre wesentlichen handelspolitischen Auswirkungen aufzuzeigen.

Mit dem Jahre 1914 endete das „Goldene Zeitalter“, in dem die Banken durch Gesetz verpflichtet waren, jedem auf Verlangen den Gegenwert von Geldscheinen und Münzen in jeder gewünschten Währung in Gold auszuszahlen. Diese sicherlich noch manchem der älteren Generation erinnerliche „Goldeinlöschungspflicht“ der Banken ist für die jüngere Generation freilich nur noch eine Legende.

Unter Konvertibilität verstand man damals die Möglichkeit, eine Währung frei und zu einem festen Austauschverhältnis in Gold einzulösen. Da die Wertrelation aller wichtigen Währungen auf dem Goldstandard basierte, verstand es sich von selbst, daß jeder jede Währung entsprechend ihrem Goldwert in eine beliebige andere Währung umtauschen konnte.

Der heutige Begriff „Konvertibilität“ (vom lateinischen Lehnwort konvertieren = umtauschen) entspricht im Prinzip dem der Jahrhundertwende, mit einem Unterschied: die Goldeinlöschungspflicht der Banken besteht nicht mehr. An ihre Stelle trat der Dollar, der allerdings noch immer an den Goldstandard gebunden ist (eine Unze — etwa 30 g — Feingold entspricht dem Wert von 35 Dollar).

Wichtig ist jedoch, daß — auch ohne Goldeinlöschungspflicht — für zehn westeuropäische Staaten wieder ein Währungszustand herbeigeführt worden ist, der es möglich macht, an jedem Bankhalter beispielsweise französische Franc gegen englische Pfunde, DM gegen Gulden oder Dollar gegen Schweden-Kronen — selbstverständlich zu festgesetzten Wechselkursen — umzutauschen.

Konvertibilität mit Einschränkungen

Allerdings ist im Jubel über die Einführung der Konvertibilität manchem zunächst entgangen, daß es da noch einige Einschränkungen gibt, die lediglich für die sog. Hartwährungsländer USA und Kanada sowie für die Schweiz und de facto auch für die Bundesrepublik nicht gelten: Nur in diesen Ländern nämlich können sowohl Ausländer als auch Inländer ohne Beschränkung jeden beliebigen Betrag jeder beliebigen Währung in jedes beliebige Land überweisen oder von ihren Guthaben abheben. Demgegenüber verfügen in den übrigen Ländern, die sich zur Konvertibilität entschlossen haben, nur die Ausländer über eine solche Freizügigkeit. Die Inländer, also die Bürger des jeweiligen Staates, dürfen nach wie vor nur in beschränktem Umfang über Devisen (ausländische Währungen) verfügen. Man spricht in diesen Staaten nur von einer sog. Ausländerkonvertibilität, während eine gleichzeitige Inländerkonvertibilität nur in den USA, Kanada, Schweiz und der Bundesrepublik gegeben ist. Diese vier Länder verfügen allerdings auch über die größten Devisenreserven und über die gesündesten Währungen.

Die Devisenreserven (Dollar-Reserven) sind für das Wagnis, die Konvertibilität der Währung eines Landes zu erklären, ausschlaggebend. Ein Beispiel mag das veranschaulichen: Wenn alle Ausländer für nach England gelieferte Importwaren nur in Dollars bezahlt werden wollten, müßten die englischen Banken ununterbrochen Dollars ins Ausland überweisen, würden selber aber keine Dollars wieder hereinbekommen. Die beschränkte Dollar-Reserve des Landes wäre bald erschöpft. Die Länder, deren Devisenreserven in harter Währung (Dollar, DM, Schweizer Franken) nicht hoch genug sind, haben aus Vorsicht, um nicht plötzlich ohne ausreichende Devisenpolster dazustehen, nur die Ausländer-Konvertibilität erklärt und die Devisengeschäfte der Inländer weiterhin eingeschränkt.

Darüber hinaus ist wichtig, daß die Länder, die die Konvertibilität ihrer Währung erklärt haben, gleichgültig ob beschränkt oder unbeschränkt, möglichst keine Defizite aus ihren Import-Exportgeschäften ausweisen sollen, d. h., daß der Wert der Importe den der Exporte nicht übersteigt. Durch die Franc-Abwertung, die automatisch die Exporte verbilligt (dadurch vermehrte Ausfuhr) und die Importe verteuert (dadurch verminderte Einfuhr), versucht zum Beispiel das chronisch an Handelsdefiziten leidende Frankreich seine Schuldnerstellung im europäischen Handelsverkehr zu verbessern, um, früher oder später, ausreichende Devisen-Reserven anzusammeln.

Ende der EZU: aus eins mach zwei

Durch die Institution der Europäischen Zahlungsunion (EZU) war das „Borgen“ im europäischen Handelsverkehr für viele der 15 EZU-Mitglieder eine liebe Gewohnheit geworden. Mit der Erklärung der Konvertibilität an der Jahreswende 1958/59 ist die EZU aufgelöst worden. An ihre Stelle treten ein Abkommen und eine neue Institution:

- Das Europäische Währungsabkommen (EWA)
- Der Europäische Fonds (EF)

Da bei Ländern mit verhältnismäßig geringen Devisenreserven die Erschöpfung dieser Reserven durch den Übergang zur Konvertibilität gewachsen ist, wird ihnen in Zukunft über das Europäische Währungsabkommen weiterhin Hilfe zuteil: Es besteht nämlich nach wie vor die Möglichkeit einer zentralen Devisenabrechnung sowie der Kreditgewährung. Die der EZU innewohnende Automatik der Kreditgewährung (jeweils 25 % des Schuldbetrages) fällt allerdings fort. Schulden müssen in Zukunft zu 100 % bezahlt werden. Dafür hilft aber der Europäische Fonds — jedoch nur auf besonderen Antrag — jenen Ländern, die in vorübergehende Zahlungsbilanzschwierigkeiten (also aus dem Import-Export saldierte Auslandsschulden) geraten sind, mit Überbrückungskrediten. Kreditbedürftigkeit und Kreditwürdigkeit werden jedoch sorgfältig geprüft. Auch können mit der Kreditgewährung bestimmte währungs- oder wirtschaftspolitische Auflagen verbunden werden. Schließlich müssen solche Kredite — im Gegensatz zur unbegrenzten Laufdauer bei der EZU — innerhalb von zwei Jahren zurückgezahlt werden. Die Regeln sind also sehr viel strenger geworden.

Die Konvertibilität führt, wird sie von den zehn Ländern konsequent durchgehalten, zu einem freizügigeren, reibungsloseren und damit intensiveren Außenhandel und Kapitalverkehr innerhalb Westeuropas, der Dollarländer und des Sterling-Blocks. Es besteht jedoch die Gefahr, daß Länder, die eine Aushöhlung ihrer Währung befürchten, plötzlich die handelspolitische Notbremse ziehen und durch die rasche Einführung von Einfuhrkontingenten oder die Erhöhung der Zollmauern einem Währungsverfall Einhalt zu gebieten versuchen. Die Auswirkungen wären für den Block der Länder, deren Währungen konvertierbar gemacht wurden, außerordentlich nachteilig und würden das sich in Gefahr glaubende Land handelspolitisch sehr schnell isolieren. Ob es ihm dann noch gelingen würde, aus einem nationalwirtschaftlichem Dilemma herauszukommen, bliebe zweifelhaft.

Nur wenn möglichst viele Staaten sich zu einem Block mit konvertierbaren Währungen zusammenschließen, entwickelt sich der Außenhandel — zu Nutz und Frommen aller — expansiv. Als wertvolle Ergänzung und wirtschaftspolitische Stütze dieser auf die Zukunft gerichteten Bestrebungen ist auch sowohl der Gemeinsame Markt (mit seinen erklärten Zielen, dem Abbau der Importkontingente und Zölle) als auch das Bemühen um die Schaffung der europäischen Freihandelszone anzusehen.

Die Fahne der Währungskonvertibilität eines Landes wird allerdings nur solange im Wind freiheitlichen, internationalen Warenaustausches flattern, wie im Innern des Landes eine Wirtschafts-, Finanz- und Sozialpolitik betrieben wird, die die Grenzen der Leistungsfähigkeit der nationalen Volkswirtschaft respektiert. Nur ein Land, das im Innern ein wirtschaftliches Gleichgewicht zu halten vermag, wird sich auf die Dauer erfolgreich im Kreis der „Hartwährungsländer“ behaupten können.

abstrakt - modern - modisch

„Nein — die altmodischen Muster will ich nicht, zeigen Sie mir doch etwas Abstraktes.“ Die Verkäuferin legt den Vorhangstoff beiseite und sucht weiter. Das „altmodische“ Muster, das sie soeben der Kundin gezeigt hatte, war ein Blättermotiv in großzügiger Linienführung, farbig delikat abgestimmt, ein neues Dessin eines bekannten Entwerfers. Die Kundin aber entschied sich für ein kunterbuntes Chaos aus Dreiecken, die in heftiger Fehde miteinander lagen und sich auch in der Farbe nicht zimperlich bissen.

Aber es war „abstrakt“, es war „modern“, was sich eben Frau Lehmann darunter vorstellt, und es war billiger. Man mache sich einmal die Mühe, in die Vororte der Großstädte zu wandern und die Läden der Möbelhändler zu studieren, die noch vor einigen Jahren Gelsenkirchner Barock führten. Oh —, sie sind hochmodern geworden, die Guten. Die Bäuche und Wellen der hochglanzpolierten Büffets, die Dackelfüße und aufgeklebten Schnitzereien sind verschwunden — es hat sich inzwischen bis ins letzte Dorf herumgesprochen, daß der füllige Pomp nichts mehr gilt. In den vielen neuen Kinos und Kaffeehäusern hat man Gelegenheit gehabt, „den neuen Stil“ kennenzulernen, und der ist auf alle Fälle schräg. Rechts und links ist nicht mehr egal, und wo zu viel Fläche ist, macht man Löcher hinein — verschieden groß, versteht sich. Auf alle Fälle muß der neue Stil aufregend sein, unberechenbar, man muß das Moderne förmlich riechen, es muß einen anspringen, Picasso muß leibhaftig vor einem stehen. So sieht die Moderne vom Blickfeld des kleinen Mannes aus. Woher soll er es denn auch wissen? Wer hätte es ihm denn beigebracht, worauf es bei der Gestaltung eines Möbels, eines Musters, bei der Einrichtung einer Wohnung ankommt? Hat er je etwas über Geschmack in der Schule gehört, in der Berufsschule, auf dem Technikum? Wieviele unter hundert Durchschnittsmenschen befassen sich schon mit ästhetischen Fragen?

Also läßt man sich die Dinge servieren!

Und wer serviert nun? Der Einzelhandel natürlich — und vor allem die großen Kaufhäuser, die der neuen Einrichtungswelle mit einem billigen Massenangebot begegnen wollen. Nun könnte man ohne Zweifel auch billige formschöne Möbel, Lampen, Teppiche, Vorhangstoffe herstellen, einfachere, schlichtere, aber dann würde das Faszinierende fehlen, das den echten, allerdings teuren Stücken, den durchgearbeiteten Modellen anerkannter Gestalter und Handwerker zu eigen ist. Um nun billiger zu einem „ähnlichen“ Ergebnis zu kommen, werden die Proportionen etwas verändert, die Muster etwas bunter gemacht — man spart sich so die Kosten für einen guten Entwerfer —, es wird an Holzstärke gespart, an soliden Beschlägen, und der dünne Stoff wird durch viel Farbe — „abstrakt“ natürlich — überdeckt. Und dann geht es in die Großserie — möglichst schnell, damit man nicht von einem Konkurrenzschlager überholt wird.

Mies van der Rohe, der bedeutende Architekt und Gestalter der ersten zeitlosen Stahlsessel, hat jahrelang herumgeknobelt, bis er das richtige Stahlprofil für ein Modell produktionsreif erklärte. Jetzt glaubt jemand mit dem halben Profiquerschnitt für ein Modell in „ähnlichen“ Proportionen auszukommen. Gewiß ist das statisch möglich, in der Form allerdings wird das Gebilde zu einem unterernährten Nachkömmling. Wohl wäre es möglich gewesen, ein Modell mit schwächeren Profilen zu entwickeln, aber dann hätte sich der ehrenwerte Nachbilder die Mühe machen müssen, etwas Neues zu ersinnen. Er wollte aber lediglich ins Billige übersetzen — und das geht nicht.



Das heißt — es geht doch! Leider! Das Ergebnis ist ein Verbalhorn der Bemühungen um die echte zeitnahe Form, ein Nachahfen der Moderne, ein Plattdrücken guter Ansätze. Es wird etwas heruntergeschlungen, was die meisten Menschen noch gar nicht verdauen können. Eine Postkarte mit Abbildung eines Bildes von Paul Klee kostet dreißig Pfennig, Klee zu begreifen aber kostet einige tausend Mark, wenn time gleich money ist. Und das ist sie leider für jeden, vom Lehrling bis zum Direktor.

Wenn man sieht, was heute mit „abstrakten“ Tapetenmustern getrieben wird, wie Leute sich jede Wand ihrer kleinen Behausung mit einem anderen Dessin bekleben, eines wilder als das andere, so daß jedes Aufhängen eines Bildes illusorisch wird, wenn man hört, daß eine skandinavische Reederei plant, ihre Passagierschiffe „abstrakt“ zu bemalen, dann kann man nur sagen: das hat Kandinsky nicht gewollt!

Die schönste Melodie kann zum Greuel werden, wenn sich mittelmäßige Schlagerkomponisten ihrer annehmen. Zugleich entsteht die Gefahr, daß man das Kind mit dem Bade ausschüttet und alles Moderne verurteilt. Die Halbstarke der Produktion haben eine neue Masche in der „abstrakten“ Gestaltung gefunden, ohne sich je mit diesem Begriff auseinanderzusetzen zu haben. Kitsch in Barock ist weitaus erträglicher als Kitsch in Picasso. Die Blümchen und Herzchen bayerischer Pseudo-Bauernmöbel können in ihrer Naivität versöhnlicher wirken als eine „schräge“ Warenhauskombination. Das nur als Vergleich und nicht etwa als Lanze für die Blümchen!

Es gibt im freien Wettbewerb der Wirtschaft keine gesetzliche Handhabe, Kitsch zu verbieten. Es gibt aber die Möglichkeit der Aufklärung — um das Wort Erziehung zu vermeiden.

Wie oft wurde schon das schwedische Vorbild zitiert: die Einführung der Kinder in die Grundsätze der Wohnkultur — schon in der Schule. Das erfordert allerdings Lehrkräfte, die ihrerseits an den Kern der Dinge herangeführt wurden, doch in dieser Hinsicht ist man bei uns über gute Ansätze nicht hinausgekommen, so daß die Wechselwirkung von unreifer Geschmacksbildung auf der Kundenseite und die Ausnutzung der Moderne als Massenschlager auf der Herstellerseite bedenkliche Ausmaße angenommen hat. Das Wesen der Moderne beruht aber in erster Linie auf der Disziplinierung, nicht im Sichgehenlassen. Wer die Spielregeln noch nicht beherrscht, muß zunächst langsam treten und kann sich keine Extravaganzen leisten, die der geübte Spieler schon mal riskieren darf. Das Schlimme ist nur die Unterschätzung der Moderne, die Oberflächlichkeit, mit der man an sie herangeht.

Letzten Endes ist die Gestaltung unserer Umwelt eine Frage der Gesinnung. Man nehme nur einmal ein Buch von Tessenow in die Hand und schaue sich seine Arbeiten an. Hier zeigt sich uns ein unbeirrbarer Geist, modern, aufgeschlossen, heiter und zugleich von einer Selbstbeherrschung, die uns Vorbild sein kann — in einer Zeit, in der man glaubt, jeden Briefumschlag und jede Badehose „abstrakt“ bemustern zu müssen.

Aus der anfänglichen Scheu vor der „Schräge“ ist die plumpe Vertraulichkeit geworden. Wenn Frau Huber stolz erklärt, ihre kleine Inge male jetzt keine Puppen und Tiere mehr, sondern „nur noch abstrakt“, dann bahnt sich hier — so harmlos und in gewissem Sinne auch nützlich das Farbspiel der kleinen Inge sein mag — eine gefährliche Tendenz an. Es wäre ein Weg in die Armut, wenn ein Kind nicht mehr Puppen und Tiere malen würde. In den Stunden aber, in denen es im modernen Sinn frei gestalten will, braucht es — bei aller Wahrung seiner persönlichen Eigenart — eine Einführung durch einen geschulten Lehrer. Sonst sind wir nämlich mit der guten Moderne bald durch und haben nur noch das Chaos, das wir — in anderer Form — schon einmal an der Jahrhundertwende erlebt haben.

H. Nowag

etwas über den wandschmuck



Oft werden gut eingerichtete Wohnungen durch den Wandschmuck verdorben. Entweder sind die Bilder minderwertig, oder sie passen nicht in den Raum. Ihre Zusammenstellung kann ebenso einen Mißklang ergeben wie ihre Anordnung an den Wänden. Jedes Bild muß im Format mit der Größe des Zimmers übereinstimmen. Da dieses meist klein ist, eignen sich in der

Regel kleine Formate eher als große. Aus demselben Grunde ist die Zahl der Bilder eines Raumes sehr beschränkt. Ihre Auswahl richtet sich nach dem Geschmack der Bewohner, außerdem nach ihrem Geldbeutel. Es gibt aber in jeder Art Blätter, die nicht besonders kostspielig sind, auch wenn der richtige und erfreuliche Standpunkt vertreten wird, Originale seien Reproduktionen vorzuziehen. Da sind Aquarelle, Radierungen, Holzschnitte, Lithographien und Handzeichnungen in jeder guten Kunsthandlung zu haben, ohne daß dafür erhebliche Mittel in Anspruch genommen werden müßten. In manchen Orten gibt es auch Kunstvereine, die Jahresgaben in Gestalt graphischer Blätter verteilen oder deren Bezug erleichtern.

Gewiß gibt es ganz vorzügliche Reproduktionen alter und neuer Meister, also gute Wiedergaben von wertvollen Gemälden, und es ist durchaus begreiflich, wenn sich viele Kunstfreunde ihrer erfreuen möchten. Allein, es bleiben doch nur Reproduktionen, die überdies im Format nicht immer mit dem Raum übereinstimmen würden, für den sie erworben werden sollen. Am meisten sind noch die Wiedergaben alter Graphik, beispielsweise der Kupferstiche von Dürer, zu empfehlen, weil diese Vorlagen ja von vornherein für die graphische Wiedergabe bestimmt gewesen waren,

Leider werden in manchen Geschäften auch Originale angeboten, sogenannte „Schinken“, die schlimmer sind als die schlechteste Reproduktion; besonders Ölgemälde möglichst großen Formats. Für sie ist die Bezeichnung „Kitsch“ noch viel zu gut. Dabei sind die Preise solcher Machwerke gar nicht gering. Überhaupt sollte man jeweils überlegen, ob sich die ziemlich teure Einrahmung irgendeines Blattes lohnt. Das gilt auch für Familienfotos, die eigentlich in eine Mappe und nicht an die Wand gehören, sowie für die Zeichnungen von Amateuren oder Kindern, die vor allem Erinnerungswert haben.

Übertrieben wäre es, innerhalb des Zimmers Einheitlichkeit der Bildtechniken zu verlangen. Doch müssen sie ein wenig aufeinander abgestimmt werden. Graphiken vertragen sich miteinander und mit Aquarellen, weniger gut mit Ölbildern. Durch einheitliche Rahmung läßt sich eine geschlossene und ruhige Wirkung erzielen. Wohl richtet sich die Wahl des Rahmens nach dem Bilde selbst, doch kommen wir da mit Varianten einer Rahmungsart meistens aus. Schwarz-Weiß-Blätter erhalten am besten ein helles Passepartout mit schwarzer, glatter Leiste, während farbige Blätter einen Naturholzrahmen oder einen solchen aus leicht weißlich-grau überstrichenem Holz in matter Struktur verlangen, bei dem Gold oder Silber — wenn überhaupt — nur ganz fein anklingt. Die Breite des Rahmens richtet sich nach dem Format, doch schadet ein zu schmaler Rahmen weniger als ein zu breiter und schwerer.

Eine ganz andere Art des Wandschmucks bilden die Wandbehänge aus Wolle oder Seide, gewebt, geknüpft oder in der Batiktechnik hergestellt. Sie können sehr schön wirken, sind jedoch in der Regel einigermaßen kostspielig — obgleich wie beim Bilde kleine Formate in der kleinen Wohnung ausreichend oder gar angebracht sind. An die Stelle von Bildteppichen können gewebte

Stoffbahnen treten, wenn ihre Bindung, ihr Material und ihre Farbigkeit die Verwendung als Schmuck der Wand rechtfertigt.

Es versteht sich, daß guter Wandschmuck einen ruhigen Hintergrund verlangt. Farbige Bilder wirken am besten auf einer matten Wand. Lebhaft gemusterte Tapeten würden stören. Wer dagegen an solchen Freude hat, der mag getrost auf Wandschmuck verzichten. Der Wohnraum kann dennoch einladend sein.

häuslicher umgang mit farben

Obgleich eine merkwürdige Farbenfreude über uns gekommen ist, bleibt unser Farbensinn oft noch unsicher. Dabei soll von der Mode einmal ganz abgesehen werden. Schon seit langem war es üblich, Farbigkeit von Buntheit zu unterscheiden. Man könnte auch sagen: die Farbwerte von den Farben. Denn auf die Werte kommt es ja einzig und allein an, namentlich in der Wohnung in ihrem gemilderten Licht, bei natürlicher Beleuchtung wie bei künstlichem Licht. Allein, gerade die Farbigkeit unserer Wohnungen ist meist denkbar ausdruckslos und flau. Einige einfache Faustregeln mögen die praktische Beschäftigung mit der Sache erleichtern:

Nicht die Wahl der Farbe ist wichtig, sondern die des Farbtones, und hier nicht die ungefähre Abstimmung, vielmehr die haargenaue! Jeder Ton ergibt sich aus der Mischung einer Farbe mit einer anderen oder mit Schwarz oder Weiß. Dabei soll eine Farbe vorherrschen, die andere nur anklingen: entweder bläuliches Grün (z. B. Kupfergrün) oder grünliches Blau (z. B. Meerblau), ein gelbliches Grün (z. B. Lindgrün) oder ein grünliches Gelb (z. B. Zitronengelb) usw. In der Regel wird man solche Töne mit Weiß aufhellen und mit Grau (Schwarz) dämpfen. Das ist um so eher nötig, je reiner der Ton ist. Dabei muß bedacht werden, daß nur warme Farbtöne (Gelbrot, Braun, Gelb) sehr hell getönt werden dürfen, während kalte Töne (Blaugrün, Grünblau) in starker Aufhellung süßlich oder fade wirken würden. Das gilt auch für bläuliches Rot und Violett, die in heller Abstimmung sogenannte Bonbontöne ergeben.

Nun ist es ja meist so, daß erst im Einklang mehrerer Töne das entsteht, was wir recht eigentlich Farbigkeit nennen. Da soll man das Gute nicht zu viel tun, sich in der Wohnung auf einen Zwei- oder Dreiklang beschränken, wenigstens, was einigermaßen lebhaft Töne betrifft. Wiederum heißt es: einem Ton den Vorrang geben, entweder in der Tonstärke oder in der Quantität, im Umfang. Je größer eine Farbfläche ist, desto gemäßigter muß ihr Ton sein, während ein Punkt im Zimmer, etwa ein Gefäß, ein Ornament, eine Blume leuchtende Farbe ausstrahlen mag.

In der Regel empfehlen sich demnach mittlere Töne für die Wände, eine um einen Grad lebhaftere Farbe für die Fenstervorhänge und ein gedämpfter Ton für den Teppich. Selbstverständlich kann auch der Teppich farblich dominieren, dann aber sollten Wände und Vorhänge etwas zurücktreten.

Die Zimmerdecke, für die manchmal ungewohnte Farben — Schwarz oder ein bunter Ton — vorgeschlagen werden, nimmt sich in Elfenbein am besten aus. (Nur alte Wohnungen mit sehr hohen Räumen können unter Umständen durch dunkel gestrichene Zimmerdecken gewinnen.)

Auch den Gardinen als den lichtdämpfenden Schleiern entspricht ein Elfenbeinton.

Aus der Bedeutung der Wohnung ergibt es sich, daß im allgemeinen warme Farben hier überwiegen, ganz besonders lichte Gelbtöne, das zarte Neapelgelb, die erdigen Okertöne, das kräftige Orange gelb noch mehr als die grünlichen Gelbtöne, außerdem das Rosenholzbraun, Mahagonibraun, Kaffeebraun, Ziegelrot und das violettstichige „Caput mortuum“-Braun. Allerdings fallen diese Farben aus, wenn sie schon in den Möbeln erscheinen, die sich deutlich von den Zimmerwänden, Vorhängen, Tapeten, Teppichen und dergleichen abheben müssen. Sehr sonnige Räume vertragen im übrigen einen grünen oder blauen Wandton gut. Auf jeden Fall hat man sich nach den Möbeln zu richten. Ahorn, Birke und



vom modernen wohnen

Der große Osterputz

durchgestanden von Jo Hanns Rösler

Jedes Jahr, kurz vor Ostern, findet in allen Häusern ein gründliches Großreinemachen statt. Da wird das Unterste zuoberst gekehrt, der Ehemann steht überall im Wege, und wenn die Glocken das Osterfest einläuten, bricht die Ehefrau meist völlig erschöpft zusammen.

„Dieses Jahr übernehme ich den Osterputz, Helene.“

„Du Heinrich?“

„Warum nicht? So schlimm kann es nicht sein. Ich möchte einmal wissen, ob man das Ganze nicht mit ein wenig Verstand schneller und geschickter erledigen kann. So groß ist unsere Wohnung ja gar nicht.“

Wenn ein Mann etwas in die Hand nimmt, nimmt er es gründlich in die Hand. Heinrich begann damit, daß er eines Morgens das Wohnzimmer ausräumte und die Möbel ins Schlafzimmer hinübertrug.

„Wo soll ich mich dann aufhalten, Heinrich!“

„Komm! Steh' hier nicht herum! Du bist nur im Wege!“

Wie oft hatte Heinrich diese Worte beim Großreinemachen von seiner Frau hören müssen. Jetzt gab er sie ihr mit Wonne zurück.

„Komm! Flott! Flott! Laß mich vorbei! Du siehst doch, daß ich den Eimer in den Händen habe!“



Er trug die großen Eimer mit der Seifenlauge ins Wohnzimmer hinein, und schwappte den ganzen Inhalt auf den Fußboden. Er hatte dies neulich in einem Film gesehen, „Klar Bord“ hieß der Film, und man sah in ihm, wie das Deck eines Schiffes gescheuert wurde. So tat er es jetzt auch, genau nach Muster, und als nach ein paar Stunden der Fußboden gescheuert, gewischt, getrocknet und mit Wachs eingelassen war, glänzte er wunderschön und war so glatt, daß Heinrich, der jetzt einen vollen Eimer für die Fenster hereintrug, ins Rutschen geriet, sich hart hinsetzte und das warme Wasser sich über ihn und den Boden ergoß.

„Hast du dir weh getan, Heinrich?“

„Zum Teufel! Wo hast du den Mist eingekauft? Das ist ja kein Bohnerwachs! Das ist Gleitwachs! Für Sportler! Da hast du dir wieder etwas Tolles andrehen lassen!“

Das österliche Großreinemachen dauert meist drei Tage. Drei Tage sind eine lange Zeit. In drei Tagen kann man einen ganzen Hauptbahnhof sauber machen. Heinrich schaffte knapp die Woh-

dergleichen wirkt vor solchen Wänden, aber auch vor rötlichem Braun und bräunlichem Rot angenehm, während Mahagoni und Macorée, Nußbaum und Eiche keine braunen Wände zulassen, sondern eher hell gelbliche, graue. Mattes Holz verträgt sich mit lebhafteren Wandtönen, stärker farbiges nur mit matten Wänden, helles Holz mit etwas dunklerer und dunkles Holz mit etwas hellerer Wand.

Elemente aus verschiedenem Werkstoff müssen durch ihre Tönung voneinander deutlich gesondert, gleiche Materialien durch sie zusammengefaßt werden, also die Raumtextilien, Teppiche usw., das Holz, das Papier der Tapete, die lackierte Oberfläche von Fenster und Türen und so fort. Feinere Farbnuancen unterscheiden beispielsweise die verschiedenen Gewebe der Möbelbezüge, der Vorhänge und Teppiche.

Wer gerade eine Wohnung einrichtet oder sie renovieren läßt, sollte sich in Ruhe diese Ratschläge durch den Kopf gehen lassen. Sie werden ihm von Nutzen sein.

Aus „Das schönere Heim“

nung. Aber er schaffte es. Es ging jeden Tag leichter. Man lernt aus den Fehlern. Mit dem Arbeiten wird man Meister. Trotzdem, es war eine tolle Plage. Er hatte nicht geahnt, welche Mühe auch eine kleine Wohnung macht, die Fenster zu putzen, frische Gardinen aufzuziehen, die Decken zu fegen, die Kronleuchter zu waschen, die Glühbirnen von den Fliegenresten zu reinigen, das Besteck zu putzen, die Gläser zu polieren, die Aschenbecher auf Hochglanz zu bringen, die Herdplatte zu schwärzen, die Laden mit Papier neu auszulegen, die Teppiche und Matratzen zu klopfen, die Möbel abzustauben, die Spinnweben aus den hintersten Winkeln zu kehren, die Klinken zu putzen ... aber nach drei Tagen glänzte die Wohnung wie ein Schmuckkästchen. Sogar im Badezimmer erstrahlte die Badewanne in blendendem Weiß, die Nickelhähne glänzten wie Silber, auf den Handtuchhaltern hingen frische Handtücher, und wer jetzt die Küche betrat, blieb andächtig stehen und glaubte sich bei Jungverheirateten. Als Heinrich noch einmal alles wohlgefällig betrachtet hatte und sich vorkam, wie der liebe Herrgott am siebenten Tage der Schöpfung, eilte er zu seiner Schwiegermutter, seine Frau abzuholen, wohin er sie zwei Tage mit nachdrücklicher Strenge befohlen hatte, damit sie ihm bei der Arbeit nicht im Wege war.

Am Abend dieses denkwürdigen Ostersonnabends saß Heinrich im bohrerwachsduftenden Wohnzimmer und las seine Zeitung. Er faltete sie sorgsam auseinander, daß ja kein Papierstäubchen davonflog, er benahm sich überhaupt so gesittet wie nie zuvor in seiner Wohnung, die Asche seiner Zigaretten strich er in den Ofen ab, denn er wußte jetzt, welche Mühe es macht, die verschmörkelten Aschenbecher zu putzen, die er früher gedankenlos angepatzt hatte, beim Herumgehen, hierhin etwas Asche, dahin ein etwas Asche, in den Blumentopfuntersatz etwas Asche ...

„Helene! Wo bist du?“

„Im Bad. Ich mache Feuer!“

Heinrich sprang auf. Wie von der Tarantel gestochen.

„Bist du wahnsinnig? Im frischgeputzten Badezimmer?!“

„Heute ist Samstag. Wir baden.“

„Was fällt dir ein! Ich plage mich drei Tage, daß alles nur so blitzt und blinkt und jetzt willst du duschen? Wir gehen auswärts baden!“

Helene lächelt. Sie haben bisher jeden Ostersonntag gebadet. Im frischgeputzten Badezimmer. Heinrich hatte darauf bestanden. Helene bestand nicht darauf. Eine Frau ist viel verständnisvoller. Sie ging in die Küche. Heinrich lief angsterfüllt hinterher.

„Was willst du hier?“

„Kochen.“

„Auf dem frischgeputzten Herd? Wir gehen auswärts essen.“

„Und deine Freunde?“

„Welche Freunde?“

„Deine Skatbrüder kommen. Wie jeden Ostersonntag.“

Heinrich starrte.

„Wie denn? Was denn? Wieso denn? Das ist doch nicht möglich! Draußen ist ein Sauwetter und sie tragen mir den ganzen Dreck von der Straße in die frischgeputzte Wohnung!“

„Das tun sie jedes Ostern, Heinrich.“

„Sie rauchen wie die Schlote! Jeder verlangt einen Aschenbecher und dann streuen sie die Asche außerdem noch auf den frischgeputzten Teppich!“

„Das tun sie jedes Ostern, Heinrich.“

„Die Biergläser stellen sie auf den frischpolierten Tisch, daß es überall Ränder gibt, die so schwer wieder weggehen!“

„Das tun sie jedes Ostern, Heinrich.“

„Dann wollen sie vielleicht noch gar ins Bad und sich die Hände waschen!“

„Das wollen sie jedes Ostern, Heinrich.“

Heinrich faßte sich an den Kopf:

„Was? Das war jedes Jahr so, wenn du mit dem Großreinemachen fertig warst?“

„Jedes Jahr, Heinrich.“

Da fiel bei Heinrich endlich der Groschen und er sagte das eine Wort, das in allen Ehen viel zu selten gesagt wird:

„Verzeih! Verzeih! Verzeih!“

Ihr lieben Frauen! Gebt zu Ostern jedem Ehemann wenigstens ein Zimmer zum Großreinemachen. Er wird sich dann auch in den anderen Räumen, ich verspreche es euch, viel manierlicher benehmen.



Zwiegespräch

Selten offenbart der Mensch sein Temperament stärker als im unbeobachteten Zwiegespräch. Nicht die unverbindliche Konversation oder das maskierte Verhandeln am Konferenztisch, sondern das zwanglose Gespräch — etwa in der Arbeitspause — über kleine oder große Nichtigkeiten des Alltags sind hier gemeint.

Der Betrachter unserer kleinen Bildfolge wird sich eines Schmunnzeln kaum enthalten können beim Anblick der so verschieden veranlagten Gesprächspartner, Mitarbeiter unserer Tochtergesellschaft, des Gusstahlwerks Oberkassel.

Was mag es wohl sein, daß der eine, mit bewegtem Mienenspiel und einem gewiß nicht geringen Wortschwall dem Kollegen mitzuteilen hat? Gleichviel, trotz Aufbietung aller Register dramatischer Gesprächskunst scheint es ihm nur schwer zu gelingen, den Partner aus der Reserve zu locken. Jener hält sich eisern fest an der Coca-Flasche, den Arm in die Hüfte gestemmt, ein Sinnbild urwüchsiger Gelassenheit. Wetten, daß seine Wiege wahrscheinlich nicht am Rhein stand, wie die seines flinken Gegenüber?





Mit vereinten Kräften

Gehen wir von der Tatsache aus, daß Einmütigkeit darüber herrscht, daß ein reibungsloser Wirtschaftsablauf erhalten bleiben soll. Wenn auch verschiedene Meinungen über die möglichen Wirtschaftsformen, dies zu bewerkstelligen, vertreten werden, so muß die Überzeugung von der Richtigkeit des Partnerschaftsgedankens von Kapital und Arbeit stets diesen Betrachtungen zugrunde gelegt werden. Wer im Grunde seines Herzens unser Wirtschaftsgebäude zugunsten einer uniformen, totalitären Wirtschaft oder gar zugunsten einer rücksichtslosen Autokratie einreißen möchte, wird nicht folgen wollen.

Eine Auseinandersetzung würde in diesem Fall aber auch zu nichts führen, denn: ehrlich und offen würde diese Meinung doch nicht vertreten werden. In einem Gestrüpp von „wenn“ und „aber“ verbirgt man seine Überzeugung, immer darauf abzielend, es ja nicht mit der einen oder anderen Gruppe zu verderben.

Überhaupt scheint das „Farbebekennen“ nicht gerade eine Stärke unserer Zeit zu sein. Doppelzüngig zu sein, mehrere Eisen zugleich im Feuer zu haben, ist zwar taktisch klug, aber gelegentlich nicht ungefährlich. Aus dieser Haltung spricht eine tiefe Resignation, die die Meinungslosen und Doppelzüngler innerlich zerfrißt und lähmt. Sie sind unsere buntschillernden Mitbürger, die am Rande des Geschehens ihr liebes, aber für die Allgemeinheit unerfreuliches Leben fristen ...

Unser täglich Brot ...
brauchen wir, gewiß, aber nicht nur das!

Allzusehr neigen wir dazu, das Maß möglicher Zufriedenheit an der Einkommenstatistik abzulesen. Wir meinen zu oft, daß die Menschen zufrieden sein müßten, wenn sie nur der Sorge um Kartoffeln und Kohlen enthoben sind. Auch der Kühlschrank, das Fernsehgerät oder der bequeme Sessel machen Zufriedenheit nicht aus. Freilich sind wir dankbar für guten Lohn und Weihnachtsgeld; aber aus der Sicherung dieser materiellen

Der Mensch lebt nicht vom Brot allein

Gedanken über die Zusammenarbeit im Betrieb von L. Dörfler, Brackwede

Die Leistungsfähigkeit eines Betriebes und damit seine Konkurrenzfähigkeit sind in hohem Maße davon abhängig, wie weit es der Unternehmensleitung gelingt, die Mitarbeiter in ihrer Arbeit im Hinblick auf das Unternehmensziel zu koordinieren, sie zum „Mitschwingen“ zu bringen. Diese Feststellung wird gewiß unwidersprochen bleiben. Fragt man aber nach dem „Wie“, dann herrscht allerseits eine beklemmende Unklarheit.

Der Weg zum guten Betriebsklima, zur Teamarbeit, der gedeihlichen Zusammenarbeit, ist gepflastert mit Ressentiments, die aus der eigenen politischen Vergangenheit, aus schlechten und guten Beispielen anderer, aus ideologischen Vorstellungen, Programmen und Befürchtungen um die Ehrlichkeit des Wollens genährt werden.

Deshalb sei an dieser Stelle versucht, einige allgemeine Betrachtungen zur Diskussion dieser wohl schwersten Frage anzustellen und vielleicht zur Klärung beizutragen. In einer der nächsten Ausgaben der Ruhrstahl-Werkzeitschrift wollen wir dieses Thema an Hand von Beispielen noch einmal aufgreifen.

Dinge wirkliche Zufriedenheit, d. h. aber auch gutes Arbeitsklima sowie den ehrlichen Willen zur Gemeinschaftsleistung ableiten zu wollen, ist oft wohl ein großer Irrtum. Vielleicht ist er verzeihlich in unserer Zeit, die so viel auf äußeren Eindruck gibt, aber er ist gefährlich, denn an ihm offenbart sich, daß wir nicht immer bereit sind, einzusehen, daß andere, ganz gleich wo sie stehen, trotz äußeren Wohlbefindens mit denselben Sorgen und Empfindungen leben müssen wie wir selbst. Wir denken nur an unsere eigenen Sorgen: die Sorge um die Familie, um die Sicherheit des Arbeitsplatzes, die Sorge um das gute Verhältnis zu unseren Kollegen oder um die Anerkennung durch Vorgesetzte im Betrieb. Sie machen einen erheblichen Teil unseres Denkens aus. Die Frau des Transportarbeiters erwartet ihren Mann am Feierabend, genau wie die des Prokuristen, mit der Frage: Wie war es heute, ging alles gut? Hast du Freude gehabt oder Ärger? Sein Feierabend und sein Verhältnis zu Frau und Kindern wird genauso bestimmt durch Erfolg oder Mißerfolg im Beruf, wie das bei höhergestellten Personen der Fall ist, seien sie Direktoren oder gar Minister oder Präsidenten.

Wenn wir uns immer bewußt wären, daß wir uns als Menschen alle gleichen, wären wir in unserer Beziehung zum anderen schon einen guten Schritt weiter, denn niemand — ob allein oder mit Familie — „lebt vom Brot allein“.

Erkennt man als richtig an, daß die Höhe des Lohnes und des Gehaltes nicht allein maßgebend sind für Wohlbefinden, Leistungswillen und damit für den Betriebserfolg, so muß man auch der Feststellung zustimmen, daß die Vorgesetzten, angefangen vom Gruppenführer, über Meister, Betriebsleiter bis zur Unternehmensspitze hin, eine Verantwortung tragen, die mit der Größe des ihnen jeweils unterstehenden Bereichs zunimmt. Die Aufgabe, und darin liegt ihre Schwierigkeit, ist groß und ihre entsprechende Lösung ist keinesfalls nur unmittelbar in Tonnen oder D-Mark meßbar.

Weil wir aber wissen, daß in jedem Erfolg und in jeder Bilanz das Können und der Leistungswille der beteiligten Mitarbeiter entscheidend mitwirken, ist das Bemühen um ein gutes Verhältnis zu ihnen nicht nur eine humanitäre, sondern ebenso eine wirtschaftliche Aufgabe ersten Ranges.

Und diese Aufgabe ist nicht teilbar: Während um Lohn und Gehalt — also den materiellen Teil — zwischen Betriebsleitung und Betriebsvertretung oft hart gerungen werden muß, sind beide gleichermaßen an der Zufriedenheit, dem guten Arbeitsklima und dem Leistungswillen der Mitarbeiter interessiert. Beide Partner tragen im Grunde die gleiche Verantwortung; da es auf den Erfolg ankommt, ist es gleichgültig, ob die Beweggründe der Partner hierbei verschieden sind oder nicht.

Erstaunlicherweise ist die Diskussion um die Zweckmäßigkeit demokratischer oder autokratischer Führungsmethoden in Teilbereichen unseres demokratischen Staatswesens noch nicht beendet. In Verwaltung, Schule und Familie ist die Entscheidung längst zugunsten demokratischer Methoden gefallen. Unsere Väter regierten noch — selbst in der Familie — autokratisch.

Ein Blick des Vaters am Mittagstisch genügte, um uns in Ehrfurcht und Ergebenheit zum Schweigen zu bringen. Wer heutzutage heranwachsende Kinder hat, versuche es einmal mit dieser Methode; ein Desaster oder aber ein Gelächter wären die Folge. Die „Familienautokratie“ hat sich zum demokratischen „Familien-Team“ gewandelt.

Aber im Betrieb? Human relations und ähnliche Begriffe sind über uns gekommen, und der Rezepte gibt es viele; doch sie verwirren uns, und wir geraten leicht in Gefahr, von einem Extrem ins andere zu fallen. Da es sich aber um ein zentrales Problem handelt, muß um Klarheit gerungen werden, und die Entscheidung muß auch im Betrieb zugunsten der demokratischen Regeln ausfallen.

Weil es sich beim Vorarbeiter vielleicht um 20 Menschen (und Familien), beim Meister schon um 50 bis 100 Menschen, beim Betriebsleiter um Hunderte, beim Werksleiter um Tausende und bei der Unternehmensleitung um Zehntausende von Menschen handelt, wird das Schwergewicht der Lösungsversuche, aber auch der letzten Verantwortung im oberen Bereich liegen müssen. Doch die Demokratie kennt — im Gegensatz zur Autokratie — die Delegation von Verantwortung und Selbständigkeit auch auf untere Ebenen. Da jedoch im Leben unsere Haltung durch Beispiele und Leitbilder beeinflusst wird, gilt das alte Sprichwort „Wie der Herr so's Geschehe“ auch für alle Stufen der betrieblichen Hierarchie.

Wenn also die Zusammenarbeit in oberen Ebenen gut ist, wenn dort Mitarbeiter zusammenarbeiten und ein von einem Ziel geleitetes Team bilden, wird dieser Geist ausstrahlen und das Vorbild sein für die folgende Stufe und von dort weiterwirken nach unten. Ist die Zusammenarbeit schlecht, ist man nicht offen zueinander, kann man die freie Meinung nicht äußern aus Furcht vor dem Zorn des Vorgesetzten, sagt man sich gegenseitig am Stuhl, oder „schießt man sich ins Bein“, oder treibt man ein Zweiaugengeschäft, weil man sich fürchtet, daß der Vertreter zu viel weiß — wie soll sich der Geist produktiver Zusammenarbeit ausbreiten und weiterwirken in der nächsten Ebene der Betriebshierarchie?

Die Bemühungen, die Zusammenarbeit zu verbessern, sind natürlich nicht allein Aufgabe einer einzigen Sparte — sie gehören nicht nur in den technischen, den kaufmännischen oder den sozialen Bereich —, sie gehen uns alle gleichermaßen an, haben aber ihr Schwergewicht da, wo es im wesentlichen um personelle, um menschliche Dinge geht.

Sie aber dort isoliert zu betrachten oder von dort das Heil zu erwarten, wäre ebenso falsch, wie den Versuch wegen sich überschneidender „Zuständigkeiten“ ganz zu unterlassen.

Im Vordergrund eines Unternehmens steht zweifellos die Produktion. Nur sie schafft die Voraussetzung für unser Brot; aber dieses Brot schaffen wir eben nur mit Menschen, die um die Gemeinsamkeit der Produktionsanstrengung wissen. Dieses Wissen zu vertiefen, zu leben, sollte die vornehmste Pflicht aller Mitarbeiter, besonders aber der Vorgesetzten sein. Daß die Mitarbeiter des personellen und sozialen Sektors sich dieser Aufgabe ohne Selbstzweck, sondern selbstlos für den Betrieb und die dort arbeitenden Menschen widmen müssen, bedarf keiner Erwähnung. Daß diese Arbeit sozusagen „von Amts wegen“ nur in ständiger Anpassung an die Möglichkeiten des Unternehmens wahrgenommen werden kann und damit besonders in schwierigen Zeiten des vollen Einsatzes der Persönlichkeit bedarf, ist wesentliche Voraussetzung. Aber, wenn es um die Probleme menschlichen Zusammenlebens, um Zusammenarbeit schlechthin geht, dann sollte man sich nicht hinter jenen verschansen, die sich „von Amts wegen“ zu kümmern haben. Jeder einzelne Vorgesetzte und seine Mitarbeiter dürfen voneinander ein gleiches, ehrliches Bemühen erwarten.

Volle Achtung der Persönlichkeit und der Menschenwürde — aber ohne übertriebenes Palaver — Stärkung der Autorität durch Achtung vor der menschlichen und fachlichen Qualität, Zusammenarbeit in allen Ebenen — das wären erstrebenswerte Ziele im Betriebsleben und Diskussionsgrundlagen in unserer Werkzeitschrift.

Die vorstehenden Zeilen sollten anregen, erheben aber keinesfalls den Anspruch auf allseitige Anerkennung.

Belegschaftsversammlung: Diskussion der Sozialpartner





Zu Besuch bei der Pacific Pumps Inc. in California, USA

Im vergangenen Jahr war Doris Lihs, Witten, längere Zeit in Amerika und hat mehrere Monate bei der Firma Pacific Pumps, Inc., Huntington Park, Kalifornien, gearbeitet. Diese Firma hat mit der Abteilung Ruhrpumpen des Annener Gusstahlwerkes ein Lizenzabkommen getroffen, nach dem Ruhrpumpen Pacific-Öl- und Verfahrenspumpen für Deutschland und den größeren Teil Europas fertigen und liefern kann. Doris Lihs schrieb für unsere Leser über ihre Eindrücke in dieser amerikanischen Pumpenfabrik.



Die Zeit bei der amerikanischen Pumpenfirma war für mich interessant und lehrreich — in vielerlei Beziehung, und ich will versuchen, kurz zu schildern, wie ich diese Firma von ganz persönlicher — und weiblicher — Warte aus gesehen und erlebt habe.

Rein äußerlich war der erste Eindruck negativ. Das Werk ist in der für Kalifornien üblichen Leichtbauweise errichtet und entspricht gewiß nicht unserer Vorstellung von einer modernen Maschinenfabrik. Mir fielen aber sofort die Parkplätze auf, die einen sehr beachtlichen Teil der gesamten Betriebsanlagen ausmachen...

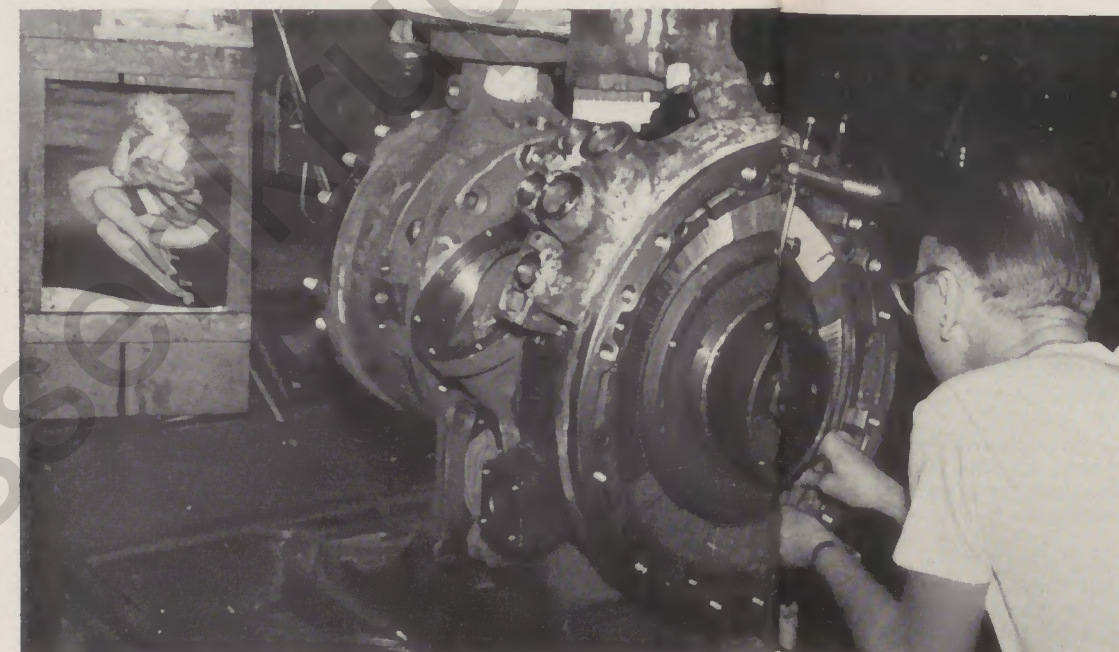
Der Start bei „Pacific“ erwies sich als sehr ungezwungen und in einer Atmosphäre, die sofort den Eindruck eines gesunden Betriebsklimas vermittelte. Wenn die Amerikaner im allgemeinen als sehr gastfreundschaftlich gelten — und sie sind es wirklich —, so klingt das auch im Büro und Betrieb an, und ich hatte vom ersten Augenblick an das Gefühl, willkommen und in die „Mannschaft“ aufgenommen zu sein.

Die Vorstellungscour war, wie überall, auch hier ein wenig verwirrend, besonders, als mir Mr. X, Y, Z, Mike, Stan und Bud vorgestellt wurden und ich sicher war, daß weniger als sechs Herren im Raum versammelt waren. Diese Frage wurde erst am nächsten Tag in sehr heiterer Weise gelöst. Es wurde mir „Red“, der Betriebschef, vorgestellt. „Red (Roter)?“ fragte ich, und mein Erstaunen war deutlich genug. „Nun ja, ist es nicht augenscheinlich?“ wurde mir erwidert, und mit einem Blick auf das leuchtende Haar konnte ich nur zustimmen. Ich wußte damit, daß man sich bei „Pacific“ nur mit Vornamen anredet. Ein wenig eigenartig wirkte es schon, meinen Chef mit „Virgil“ anzureden, aber durchaus angenehm. Und ich bin der Meinung, die in acht Monaten nur verstärkt wurde, daß sich ein Mr. X viel leichter, weil eben unpersönlicher, zurechtweisen läßt als ein Jim... Der Umgangston ist ruhig und sachlich, und ich habe in den vielen Monaten kaum eine erregte oder gar laute Auseinandersetzung erlebt. „Take it easy“ (etwa unser „Immer mit der Ruhe“) ist eine amerikanische Lebensweisheit, die auch im Betrieb Anwendung findet. Und bestimmt ist das Ergebnis dieser Arbeitsauffassung nicht negativ. Während der Arbeitszeit (von 8 Uhr bei einstündiger Mittagspause bis 17 Uhr — der Sonnabend ist stets und für jedes Betriebsmitglied frei) wird zügig gearbeitet, aber ohne übermäßige Hast und Zeitdruck. Und es geht sehr gut.

Mich interessierten natürlich vornehmlich die Büroräume, die sehr klein zwar, mit allen technischen Hilfsmitteln ausgerüstet sind. Eine Klimaanlage sorgt für stets gleichbleibende Temperatur in allen Räumen — eine Notwendigkeit bei kalifornischer

Sonne. Nur wenige Zimmer besitzen ein Fenster, die noch dazu stets geschlossen und verhängt sind (boshafte Zungen behaupten, die Stellung des Angestellten spiegle sich in der Zahl der Fenster in seinem Büroraum wider); für die Beleuchtung sorgen ausschließlich künstliche Lichtquellen. — Mir fiel sofort auf, daß alle Damen eine ausgezeichnete elektrische Schreibmaschine besitzen und meistens nach Dictaphon schreiben. — Nicht zu übersehen sind auch die Kaffeeautomaten, die an jeder Ecke stehen und unermüdlich die Durstigen mit dem amerikanischen Nationalgetränk versorgen.

Das Verhältnis zwischen Chef und Untergebenen ist durchaus freundschaftlich und ungezwungen. Dasselbe gilt auch zwischen Angestellten und Arbeitern. Irgendein gesellschaftlicher Unterschied ist im allgemeinen — Ausnahmen bestätigen auch hier die Regel — nicht zu spüren, und ich habe oft erlebt, daß ein Angestellter das Ersatzteil, das dringend herausgeschickt werden sollte, selbst herausuchte, z. T. sogar noch auf der Maschine abdrehte und zum Versand beförderte, ohne dabei auch nur einen einzigen Gedanken an eine etwaige „Erniedrigung“ oder nicht „standesgemäße“ Handlung zu verschwenden.



Im sonnigen Los Angeles: Fast 10 000 km westlich des Ruhrgebiets, an den Gestaden des Pazifischen Ozeans, liegt Los Angeles, flächenmäßig eine der größten Städte der Welt. Zu ihren Stadtbezirken zählt auch die Filmstadt Hollywood. Großzügige Straßenanlagen rund um die Stadt und im Zentrum (unser Foto oben links zeigt den Wilshire Boulevard) versuchen, der fast 3 Mill. zugelassenen Autos Herr zu werden. — Unser Foto oben rechts gibt den Blick frei auf einen Teil des Parkplatzes der Pacific Pumps Inc.; praktisch jeder Angestellte und jeder Arbeiter dieser, wie fast aller amerikanischen Firmen, verfügt über einen eigenen Wagen. Das Foto unten zeigt einen Arbeitsplatz in der Pumpenmontage der „Pacific“. Zur Aufmunterung hängt hier, wie an zahllosen anderen Arbeitsplätzen in den USA, das Bild eines hübschen Pin-up-Girls.

entsprechenden Arbeitspapiere und Zeichnungen — die gesamte Produktion mit Ausnahme des Zusammenbaus der Pumpen und des Werkstoffes wird im Akkord durchgeführt — an einem Schalter abholen muß. Der Zeitpunkt der Aushändigung der Arbeitspapiere wird auf die Arbeitskarten gestempelt, ebenso wird nach Abschluß der Arbeiten bei Ablieferung der Papiere die genaue Zeit festgehalten. Unmittelbar nach Abschluß der einzelnen Arbeitsgänge wird sofort eine zwischenzeitliche Auswertung vorgenommen, und täglich wandern die Karten an die zuständigen Stellen weiter. So wird erreicht, daß die Produktionsplanung stets genau über den Stand der Arbeiten sowie über die angefallenen Kosten unterrichtet ist. Auf diese Weise stehen die tatsächlichen Kosten unmittelbar nach Abschluß der Arbeiten zur Verfügung.

Bemerkenswert ist weiterhin das Betriebsunfallschutzprogramm. Jeder Arbeiter, Angestellter, aber auch Besucher, der den Betrieb betritt, muß eine Schutzbrille tragen, und die Zahl der beschädigten Gläser beweist, daß mancher Augenschaden allein durch diese Maßnahme verhindert wurde. — Die Firma nimmt zudem an einem großen Unfallverhütungswettbewerb namhafter kalifornischer Firmen teil und liegt — mit berechtigtem Stolz — mit über 500 000 unfallfreien Betriebsstunden in einem Jahr an der Spitze. Zum Ansporn der Arbeiter sind in den einzelnen Werkhallen große Tafeln mit Monats- und Stundenzahl angebracht, auf denen Schiffsmodelle den Unfallstand in den Arbeitergruppen, die auch innerhalb des Betriebes um den Preis der Schiffsmodelle miteinander im Wettbewerb stehen, angeben. Die Zahl der Unfälle ist seit Einführung dieser Betriebssicherheitskampagne auf ein Minimum abgesunken.

Die kaufmännische Organisation unterscheidet sich nicht sehr wesentlich von der unsrigen. Einen breiten Raum nimmt — wie in Amerika auf jedem Gebiet — die Werbung ein, und das Arbeiten in der Werbeabteilung war für mich von besonderem Reiz. Reklame ist alles, und es ist keine Farbe zu intensiv, kein Kontrast zu groß und keine Idee zu ausgefallen, um ein wirksames Werbeprogramm auf die Beine zu stellen. Ständig werden neue, noch farbenprächtigere Prospekte und Flugblätter versandt, die auf eine neu errichtete Anlage, eine Pumpenverbesserung, eine noch wirtschaftlichere Type hinweisen.

Erwähnenswert ist vielleicht noch, daß Angebots-, technische sowie kaufmännische Auftragsabwicklungsabteilungen scharf getrennt sind. Von der technischen Auftragsabteilung werden sofort nach Erhalt des Auftrages, in jedem Fall mit der schriftlichen Auftragsbestätigung, die lückenlos ausgefüllten sogenannten Spezifikationsblätter, die die bis in alle Einzelheiten festgelegten Kundenwünsche enthalten, in den Betrieb gegeben, während das kaufmännische Abwicklungsbüro dann für den termingerechten Fertigungsablauf, Abnahme und Versand zuständig ist.

Ich möchte abschließend sagen, daß von allen Eindrücken, die mir der Aufenthalt bei der Firma Pacific Pumps, Inc. vermittelte, der eines sehr herzlichen und persönlichen Verhältnisses aller Mitarbeiter untereinander am nachhaltigsten ist, und ich werde, ganz besonders auch aus diesem Empfinden heraus, immer gern an meinen „Job“ bei der „Pacific“ in Huntington Park zurückschauen.

Komm' gesund heim!

Vom 4. bis 9. Mai findet in diesem Jahre die Verkehrssicherheitswoche statt. Der 9. Mai, Abschluß der Aktion, ist internationaler Verkehrssicherheitstag. Also: Sicherheit am Arbeitsplatz und im Verkehr.

Bereits im April beginnt das neue Schwerpunktprogramm „Straßenverkehr“, und die Verkehrspolizisten aller Länder der Bundesrepublik sind angewiesen, ihre Tätigkeit auf die nachfolgenden Monatsthemen zu konzentrieren. Dadurch soll für die gesamte Öffentlichkeit eine großangelegte Aufklärung einsetzen und eine größere Sicherheitsbereitschaft der Verkehrsteilnehmer erreicht werden.

Schwerpunktprogramm 1959/60 (2. Quartal)

April	Das Moped (Fahrrad mit Hilfsmotor)
Mai	Mein täglicher Weg
Juni	Die zulässige Fahrgeschwindigkeit

„Sicherheit auf dem Weg“ ist auch für die Belegschaftsmitglieder der Henrichshütte und der übrigen Mitgliedswerke der Ruhrstahl AG ein aktuelles Thema, denn rund 10 % der meldepflichtigen Unfälle sind Wegeunfälle, d. h. Unfälle auf dem Weg nach und von der Arbeitsstätte, sei es als Fußgänger, Fahrgast, Radfahrer, Moped- oder Motorradfahrer oder als Autofahrer.

Die Wegeunfälle der Henrichshütten-Mitarbeiter gliederten sich 1958 wie folgt:

Gesamt-Wege-Unfälle 1958 = 114	
davon Fußgänger	54
Mopedfahrer	26
Motorrad- und Motorrollerfahrer	23
Radfahrer	4
Autofahrer	4
Fahrgäste	2
Sonstige	1
	114



Ungünstige örtliche Verkehrsverhältnisse auf der Anfahrtstrecke, schlechte Witterungsverhältnisse, wie Schneefall, Glätte und Eis, Bauarbeiten, Umleitungen usw., waren in vielen Fällen die Ursachen dieser Unfälle.

Um jedoch mögliche Ursachen bereits an ihrer Wurzel zu beseitigen, wurde durch die Sozialabteilung und das Werksicherheitswesen besonders darauf geachtet, daß die Belange der Belegschaftsmitglieder und der Betriebe gewahrt wurden, sei es bei der Gestaltung der Fahrpläne mit den An- und Abfahrtszeiten, Anschlußzeiten, ausreichende Platzversorgung in öffentlichen Verkehrsmitteln, oder im engeren Bereich durch Anforderung der Streudienste bei Schnee und Eis, gute Beschilderung von Anfahrten, Kennzeichnung von Baustellen usw.

Ein Dorn im Auge des Werksicherheitswesens sind jedoch noch einige neuralgische Punkte in der näheren Umgebung des Werkes, und es wäre sehr zu wünschen, wenn z. B. über das Straßenverkehrsamt eine bessere Sicherung unserer Belegschaftsmitglieder zu den Hauptverkehrszeiten bei der Straßenbahnhaltstelle und beim Überweg zum Parkplatz erreicht werden könnte. Desgleichen wird bewegte Klage geführt von Hüttenleuten, die ihren Weg über den sogenannten Büchenschütz zu nehmen haben (siehe Foto). Hier wäre ein Fußweg angebracht. Den zuständigen Stellen wurde empfohlen, als vorläufige Lösung wenigstens eine Geschwindigkeitsbegrenzung auf dieser Strecke festzulegen. Wie ungünstig sich verspätetes Streuen vereister Straßen und Gehwege auswirkt, haben wir in diesem Winter erfahren. Die Kurve der Wegeunfälle schnellte ruckartig hoch und zeigte mehr als die doppelte Höhe des normalen Standes. Glücklicherweise sind keine schweren Unfälle eingetreten.

*

Aus der Statistik der westdeutschen Berufsgenossenschaften wird bekannt, daß 1957 201 230 anzeigepflichtige Wegeunfälle zu verzeichnen waren; davon waren 1619 tödlich, 108 so schwer, daß eine völlige Erwerbsunfähigkeit eintrat und 14762 mit den Folgen einer teilweisen Erwerbsunfähigkeit.

Obwohl wir im Verkehr auf dem Wege nach und von der Arbeitsstelle nur 1/4 oder weniger der Zeit unseres Arbeitslebens zubringen, fordert dieser Weg uns doch täglich die gefährlichste und teuerste Stunde unseres Lebens ab. Die steigende Motorisierung der letzten Jahre brachte ein erschreckendes Anwachsen von Verkehrsunfällen. In der Gesamtentschädigung der anzeigepflichtigen Unfälle machen sie rund 31 % aus. Einzelne Industrien hatten im vergangenen Jahr bis zu 45 % der tödlichen Unfälle allein durch den Straßenverkehr zu verzeichnen. Seit 1950 hat sich die Zahl der Wegeunfälle mit tödlichem Ausgang mehr als verdoppelt.

Täglich ereignen sich im Straßenverkehr in der Bundesrepublik 1700 Unfälle mit 1000 Verletzten und 36 Toten. Täglich werden 400 Krankenhausbetten von Unfallverletzten neu belegt und von 600 Leichtverletzten muß sich ein großer Teil einer ambulanten Behandlung unterziehen.

Für den Ennepe-Ruhr-Kreis gab die Kreispolizeibehörde folgende Zahlen für das Jahr 1958 bekannt:

Zum Verkehrsunterricht wurden 1013 Personen vorgeladen; gebührenpflichtige Verwarnungen erhielten 18709 Verkehrsteilnehmer; Verkehrsunfallanzeigen wurden 1932 erstattet; Entnahme von Blutproben bei Verkehrsverstößen ohne Schadensfolge wurden in 234 Fällen vorgenommen; mit Schadensfolge in 260 Fällen; Mängelberichte waren in 546 Fällen zu verzeichnen und die Beseitigung von Mängeln an Ort und Stelle, Verbot der Weiterfahrt, Sicherstellung oder Beschlagnahme des Fahrzeuges war in 496 Fällen erforderlich. Im Jahre 1958 waren im Ennepe-Ruhr-Kreis etwa 25 000 Kraftfahrzeuge zugelassen. Die unmittelbaren Unfallursachen und Umstände werden vom Bundesamt für Statistik wie folgt angegeben:

	Ursachen: beim Fahrer	beim Fahrzeug
Lkw	22,5 %	39,3 %
Pkw	35,3 %	20,5 %
Krafträder	22,5 %	13,3 %
Fahrräder	15,4 %	13,3 %
Omnibusse	1,4 %	1,4 %
Sonstige	2,9 %	12,2 %
	100,0 %	100,0 %

Vorstehende Übersicht zeigt, daß technische Mängel weit mehr als allgemein angenommen wird, Unfälle nach sich ziehen. Jeder Verkehrsteilnehmer muß also für sein Fahrzeug die technischen Voraussetzungen erfüllen, die für die Zulassung zum Straßenverkehr gefordert werden.

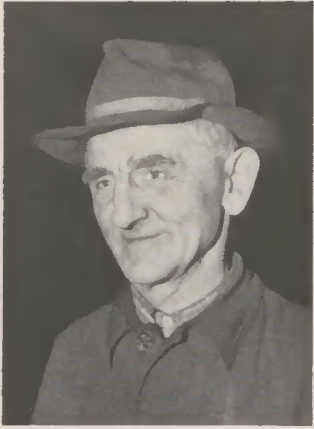
Immer wieder wird festgestellt, daß z. B. viele Zweiräder in verkehrgefährdendem Zustand sind und gerade diese Nachlässigkeiten sich später bei Verkehrsunfällen als Primärursachen herausstellen. Zu nennen sind etwa verschmutzte Rücklichter und Pedalrückstrahler, schlechte Beleuchtung, defekte Glocken, Bremsen, abgefahrene Bereifung, lockere Ketten usw.

Aber auch bei Autos werden immer wieder dieselben Fehler zu spät entdeckt, etwa mangelhafte Beleuchtung, defekte Bremslichter, Winker und Blinker, schlechte Reifen und Bremsen, verschmutzte Windschutzscheiben und angeschlagene Radlenkung und Radlager usw.

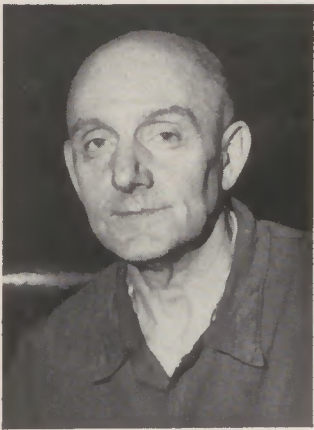
Jeder Verkehrsteilnehmer hat daran zu denken, daß nur ein betriebssicheres Fahrzeug ein brauchbares Verkehrsmittel ist. Deshalb sollte im eigenen Interesse für die diesjährige Verkehrssicherheitswoche die Überprüfung der Fahrzeuge an erster Stelle stehen.

Ritter, Unfallschutz, Henrichshütte

40 Jahre im Dienst



Heinrich Krick
2. Scherenmann
(Walzwerk II)
am 19. Januar 1959



Adolf Nettlenbusch
Schlosser
(Hammerwerk)
am 28. Januar 1959

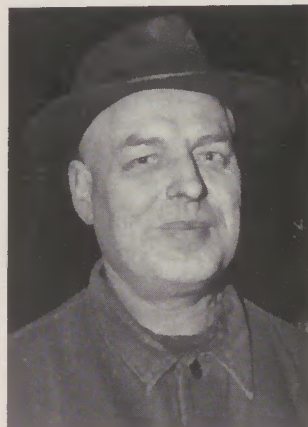
HENRICHSHÜTTE



Erich Grote
Schweißer
(Kümpelwerk)
am 27. Januar 1959



Albert Borbe
Vorarbeiter
(Kümpelwerk)
am 25. März 1959



August Borbe
2. Revisor
(Kümpelwerk)
am 31. März 1959

25 Jahre im Dienst

HENRICHSHÜTTE

- Heinrich Weber**, Verlader (Apparatebau),
am 2. Februar 1959
Robert Münzberg, Schlosser (Apparatebau),
am 5. Februar 1959
Hugo Linnemann, Schrauber (Walzwerk I),
am 6. Februar 1959
Walter Ulrich, Blockputzer (Stahlwerk),
am 6. Februar 1959
Kurt Neufert, Fräser (Werkzeugmacherei),
am 28. Februar 1959

ANNENER GUSSSTAHLWERK

- Helmut Gerhardt**, Vorarbeiter FS,
am 6. Februar 1959
Heinrich Siegmund, kfm. Angest. (Kosten-
abteilung), am 13. Februar 1959

PRESSWERKE BRACKWEDE

- Alfred Rüter**, Presser (Betrieb II),
am 12. Februar 1959

VERWALTUNG WITTEN

- Julius Passmann**, Kraftf. (Kraftfahrbetr.),
am 23. Februar 1959

WERKSARZT

Preßlufterkrankungen!

Seit der Jahrhundertwende ist der durch Preßluft betriebene Abbauhämmer zu einem wichtigen Werkzeug in den verschiedensten Industriezweigen geworden. In der Eisen- und Stahlindustrie verwendet man dieses Gerät vorwiegend beim Gußputzen, Nieten, Stemmen, Formen, Rütteln, Hämmern und Bohren.

Moderne Abbauhämmer wiegen 12 bis 14 kg und weisen eine Schlagzahl von 500 bis 1200 Schlägen in der Minute auf. Es leuchtet ein, daß die durch den Rückstoß bedingten Erschütterungen dieses Gerätes zu Störungen und Schädigungen der Muskeln, Sehnen und Gelenke führen können. Die Art des Haltens und der Bedienung des Gerätes spielt bei der Entstehung von Preßluftschäden eine große Rolle. Je stärker der Hammer angedrückt wird, um so mehr mildert sich der Rückstoß, während zu lockeres Halten noch besondere zusätzliche Reflexschläge verursacht. Andererseits kann eine gewisse federnde Körperstellung die Stöße zum Teil abfangen.

Die Gesundheitsschäden durch Preßluftgeräte können zunächst allgemeiner Natur sein. Mattigkeit, Schlafstörungen, Muskelschmerzen, ähnlich dem bekannten Muskelkater, können im Anfang der Beschäftigung auftreten, außerdem kann es zu Störungen im peripheren Blutkreislauf mit Gefühlsstörungen, „Absterben“ der Finger usw. kommen. Auch nervöse Erscheinungen im Sinne einer vegetativen Neurose (Störungen des dem Bewußtsein nicht unterstellten Nervensystems) können sich zeigen, wobei der auftretende Lärm arbeitender Preßluftwerkzeuge ebenfalls eine auslösende Rolle spielen kann. Eigenartigerweise wird bei Gußputzern nicht die Arbeitshand, sondern die linke Hand von den Kreislaufstörungen befallen. Die eigentlichen Preßluftschäden treten jedoch meist im Bereich der Gelenkknochen, vorwiegend im Ellenbogengelenk auf. Dabei werden entweder die Gelenkkapsel mit den Muskelansätzen oder die Gelenkflächen der am Gelenk beteiligten Knochenteile geschädigt. Der Schaden besteht in Absterbevorgängen des Körpergewebes mit Kalkeinlagerungen und Verknöcherungsvorgängen im Gelenk und der Gelenkkapsel, im Abschleifen von sonst glatten Gelenkflächen mit Aufrauungen und in Bildung freier Gelenkkörper. Typisch für die Art der Beschwerden bei Preßlufterkrankungen der Gelenke ist der Anfangsschmerz beim Beginn und der Ruheschmerz und der Nachtschmerz nach Beendigung der Arbeit. Witterungseinflüsse spielen bei dieser Erkrankung kaum eine Rolle.

Der Verlauf der Erkrankung ist durch Zunahme der Bewegungsstörungen der betroffenen Gelenke gekennzeichnet, so daß meist nach einigen Jahren und nachgewiesener Berufserkrankung Arbeiten mit Preßluftgeräten nicht mehr ausgeführt werden können. Aufgabe des Werksarztes ist es dann, neben der Veranlassung eines entsprechenden Arbeitsplatzwechsels Antrag auf Berufserkrankung zu stellen und in Absprache mit dem behandelnden Hausarzt entsprechende Behandlung einzuleiten. Die zur Zeit auf unserem Werk durchgeführten Untersuchungen der Belegschaftsmitglieder, die mit Preßluftgeräten arbeiten, haben nur in ganz vereinzelt Fällen Preßlufterkrankungen der Gelenke ergeben.

Dr. Groß, Henrichshütte

Im Ruhrgebiet

Fräulein Hartmann — Hattingen — empfiehlt:

Ernst Jünger: Jahre der Okkupation

Die Tagebuchaufzeichnungen aus den Jahren 1945—48 sind der Abschluß der „Strahlungen“. Hinter den Ereignissen des Tages wird auch hier das Wesentliche und Eigentliche geschaut und gedeutet. Ein geistiger Mensch bewährt sich in einer verwandelten Zeit. Er hilft die Voraussetzungen für eine bessere Zukunft schaffen, indem er beobachtet und verarbeitet.

Regler: Das Ohr des Malchus

Das Buch ist von der ersten bis zur letzten Seite fesselnd und brillant geschrieben! Es berichtet die Lebensgeschichte und den politischen Werdegang eines Bürgersohnes von der Saar, der den 1. Weltkrieg, die Niederlage von 1918 und die Ankündigung der Katastrophe von 1933 miterlebte. Vom Draufgänger im Weltkrieg wechselte er über zum Schützer der Republik und stieß nach 1918 zur radikalen Linken vor. Nach einem enttäuschenden Aufenthalt in der UdSSR wurden ihm die Augen über den Bolschewismus geöffnet, und er trennt sich von den Vertretern des Zwangsregimes. Sein Schicksal führt den Leser mit vielen einstmals — und heute noch im Osten — prominenten Menschen zusammen. Es vermittelt einen guten Überblick über die Vorgeschichte unserer Gegenwart.

Fräulein Kathagen — Annen — empfiehlt:

Louis Bromfield: Der Große Regen

Das Buch schildert den Kampf eines kleinen, von einem weißen Herrscher geführten indischen Fürstentums um seine Selbstständigkeit und demonstriert an diesem

Kampf denjenigen Indiens um seine Freiheit und eigenständige Lebensform.

Im Mittelpunkt des Geschehens steht der Bruch des von Europäern schlecht gebauten Staudammes, der die Hauptstadt des Fürstentums fast völlig unter Wasser setzt und auf diese Weise eine Katastrophe großen Ausmaßes, Seuchen usw. herbeiführt.

Während dieses Unglücks enthüllt jeder einzelne Mensch, der in die Handlung einbezogen ist, sein wahres Wesen, mag es sich um den englischen Maler, die amerikanischen Missionarfamilien, die englische Millionärin oder den indischen Arzt, die englische Oberschwester, die indischen Höflinge handeln.

In dramatischen Szenen werden die zerstörenden und fruchtbringenden Urkräfte dargestellt, die die Eigenart Indiens und seiner Menschen bestimmen.

Schwester Marga — Brackwede — empfiehlt:

Perry Burgess: „Stärker als das Leid“

Perry Burgess hat man den „amerikanischen Albert Schweitzer“ genannt. Er erzählt uns in seinem Buch sein eigenes Leben, das seit frühester Jugend dem unerbittlichen Kampf gegen die Lepra gewidmet war. Seine Arbeit führte ihn fast in alle Länder der Erde. Aber er unternimmt seine Reisen nicht aus Abenteuerlust; immer ist er unterwegs, um die furchtbare Krankheit zu bekämpfen, den ärmsten und verlassensten Menschen unserer Erde neue Hoffnung zu bringen und ihnen in ihrem verzweiferten Kampf gegen die Seuche beizustehen. Sein Buch ist ein ergreifendes Dokument wahrer Menschlichkeit und eines warmen Herzens.

Einer der bedeutendsten westdeutschen Schriftsteller der jüngeren Generation, Heinrich Böll, und der Fotograf Chargesheimer, einer der wenigen in Deutschland, die Anspruch auf internationalen Rang haben, brachten im vergangenen Jahr gemeinsam ein Buch im Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln, heraus, das den schlichten Titel „Im Ruhrgebiet“ trägt.

27 Seiten Text und 121 ganz- oder doppel-seitige Fotos: Das ist der Inhalt, der dem Menschen des Ruhrgebiets gewidmet ist, dem Bergmann, dem Stahlarbeiter, der Frau.

Dieses Buch nimmt zweifellos einen besonderen Platz unter den bislang über das Ruhrgebiet erschienenen Bildwerken ein: In Text und Bild versuchen die Autoren mit den ihnen eigenen Mitteln den Charakter des Reviers, die Seele dieser gewaltigen, rußigen, feurigen „Industrielandschaft“ sichtbar zu machen. Diese Seele spiegelt sich im Antlitz des Revierbewohners, den Männern, Frauen und Kindern vor den Hintergrund der Zechentürme und Hochöfen, der kohlebestaubten Wohnsiedlungen und der dem Moloch Technik schrittweise weichenden Natur.

Kein Bild in diesem Band spricht aber von den gläsernen Stadthäusern und Verwaltungsbauten, die in den Nachkriegsjahren entstanden sind, noch von den künstlichen Parks, den „Staublungen“ des Reviers im Herzen der Kohlegroßstädte. Dieses Versäumnis haben nun einige Amtspersonen den Autoren verargt. Zu Recht? Wohl kaum, denn der Band heißt nicht „Das Ruhrgebiet“, sondern „Im Ruhrgebiet“. Hier haben zwei revierfremde Künstler das Industriegebiet an der Ruhr auf sich einwirken lassen, unbefangen, unvoreingenommen, aber nicht katalogisierend vollständig. Manche, die in Presse und Rundfunk das Für und Wider zu diesem Buch selbst mit verfolgt haben, mögen es dann im Buchladen in die Hand genommen haben (leider ist es mit 28 DM für die meisten unerschwinglich, wird in der Büchergilde Gutenberg jedoch für 15 DM angeboten) — und fast alle werden gesagt haben: Ja, auch das ist das Ruhrgebiet, vielleicht sogar der Inbegriff „Ruhrgebiet“ überhaupt.

Das Revier ist nun einmal häßlich, trotz der an der Peripherie liegenden Wälder und Höhenzüge. Aber das Ruhrgebiet besitzt eine magnetische Ausstrahlung, die selbst das Häßliche anziehend macht, die den Revierfremden fasziniert und ihn eine stille Liebe zu diesem Raum zwischen Duisburg und Dortmund empfinden läßt. Daß der Ruhrgebietsbewohner selbst das Revier liebt, wie man nur seine Heimat lieben kann, bedarf keiner Worte. Auch wenn er Staub schlucken und gelben Schwefelnebel einatmen muß, wenn die im Fenster ausgelegten Federbetten im Handumdrehen rußig werden und eine ewige Dunstglocke der Sonne die Kraft nimmt. Gleichviel, es ist die Heimat.

„Im Ruhrgebiet“, ein Buch, wahrlich ein Geschenk. Wer es noch nicht kennt, sollte es sich einmal ausleihen (auch in unseren Werksbüchereien) — für einige ruhige Stunden des sich Selbsterkennens.

UNSERE TOTEN

HENRICHSHOTTE

Otto Biesenbach	Gußputzer	3. Februar 1959
Rudolf Eckert	Feuerwehrmann	9. Februar 1959
Emil Wassermann	Pensionär	13. Februar 1959
Heinrich Voßwinkel	Pensionär	15. Februar 1959
Wilhelm Külpmann	kfm. Angestellter	15. Februar 1959
Ernst Strecker	Pensionär	16. Februar 1959
Bernhard Mielke	Schlosser	17. Februar 1959
Wilhelm Schwarz	Pensionär	19. Februar 1959
Julius Schollenbruch	Pensionär	19. Februar 1959
Friedrich Lürer	Kalkulator	28. Februar 1959
Wilhelm Kenter	Kalkulator	1. März 1959

ANNEN

Hugo Eisenhuth	Schlosser	23. Februar 1959
----------------	-----------	------------------

WIR BEWAHREN IHNEN EIN EHRENDES ANDENKEN

PERSONALIEN

Ernennungen

Witten (ab 1. Januar 1959)

Gerh. Nieswandt (Z.R.P. Verw. Witten) wurde zum Abt.-Leiter ernannt

Annen (ab 1. Februar 1959)

Paul Schneider (Eisengießerei) ist zum Vorarbeiter ernannt worden.

Pensionierungen

Henrichshütte (am 28. Febr. 1959)

Adolf Weber, Schlosser (Walzwerk I),

Erreichung der Altersgrenze

Josef Matt, Verlater (Mech. Werkstatt I),

Erreichung der Altersgrenze

Paul Engelbert, Pförtner (Werkschutz),

Erreichung der Altersgrenze

Heinrich Steierwald, Anhänger (Stahlgießerei), Invalide

Artur Schawell, Modellverwalter (Modellschreinerei), Invalide

Friedrich Hitzler, Sandaufbereiter (Eisengießerei), Invalide

Hermann Hohage, Stoßer (Mech. Werkstatt I), Erreichung der Altersgrenze

August Leitloff, Wagenbegleiter (Werkschutz), Invalide

Otto Kleine Herzbruch, Waschkauwärter (Hammerwerk), Erreichung der Altersgrenze

Emil Wiegemann, H.-Arbeiter (Mech. Werkstatt III), Erreichung der Altersgrenze

Wilhelm Bartz, Schlosser (Mech. Werkst. I), Erreichung der Altersgrenze

Josef Lücke, Waschkauwärter (Stahlwerk), Erreichung der Altersgrenze

Otto Wevelsiep, kfm. Angest. (Preß- und Hammerwerk), Erreichung der Altersgrenze

Wir wünschen unseren Pensionären auch für die Zukunft alles Gute

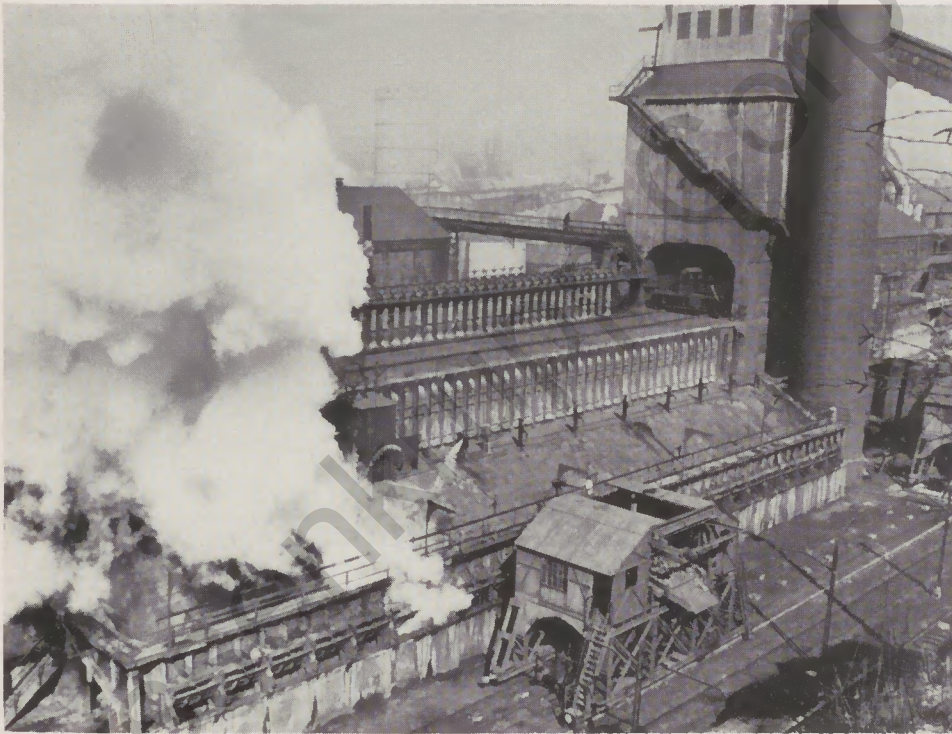
Goldene Hochzeit feierten:

Der ehemalige Hammerwerker Wilhelm Wonsack (72) und seine Frau Olga (71) feierten am 17. Dezember 1958 in Welper, Am Büchenschütz 3, das seltene Fest der goldenen Hochzeit.

Am 19. Dezember 1958 feierte das Ehepaar Adolf Sieckmann (74) und Frau

Anna (75) goldene Hochzeit. Das Jubelpaar wohnt im Finkensiep 10 zu Hattingen.

Fritz Kress (73) und Frau Martha (68) feierten am 13. Februar 1959 ihre goldene Hochzeit. Fritz Kress, zuletzt tätig in der Vergütung V, lebt heute in der Nordstr. 4 zu Hattingen.



Hüttenkokerei wird stillgelegt

Die Kokerei der Henrichshütte, deren 2 Batterien im Jahre 1924 gebaut, im Kriege fast vollständig zerstört wurden und deren zweite Batterie mit 50 Öfen 1951 nach Ausbesserungsarbeiten wieder in Betrieb genommen worden war, wird jetzt wegen ihrer Unwirtschaftlichkeit stillgelegt. Die Abbrucharbeiten werden voraussichtlich mehrere Monate in Anspruch nehmen. Die frei werdende Belegschaft der Kokerei soll umgesetzt werden. Ob die vorhandenen

Energieanlagen erweitert oder eine neue Kokerei gebaut werden soll, wird zur Zeit noch geprüft.

Bei einem Tagesdurchsatz von rund 500 t Kokskohle erzeugten die 50 Öfen der Hüttenkokerei etwa 370 t Hochofenkoks, rund 30 t Siebkoks und 155 000 cbm Kokereigas; als Nebenprodukte fielen bei der Kokerei täglich 12 t Teer, 5 t Ammoniumsulfat und 4,5 t Benzol an.



Grube für das Y-Haus-Fundament: Anfang Februar waren die Ausschachtungsarbeiten für das auf dem Gelände Hof Middeldorff geplante Wohnhochhaus für Ruhrstahl-Mitarbeiter soweit gediehen, daß inzwischen mit den Fundamentierungsarbeiten begonnen werden konnte. Das Hochhaus, das nach einem Y-förmigen Grundriß errichtet werden soll, wird mit seinen elf Stockwerken wahrscheinlich der bis jetzt höchste Zweckbau des Ennepe-Ruhr-Kreises werden.



Interessierter Besuch: Am 5. Februar besuchte eine gemischte Expertenkommission aus der Sowjetunion, die an verschiedenen Erzeugnissen einiger Rheinstahl-Werke interessiert war, auch die Henrichshütte. Auf unserem Foto, das während der Betriebsbesichtigung entstand, erläutert Dir. Laermann den sowjetischen Ingenieuren Vorgänge in einem Betrieb der Bearbeitungswerkstätten. Links im Bild der Verkaufschef der Hütte, Dir. Kartelmeyer.



Technischer Fortschritt — populär verbreitet: Am 23. Februar demonstrierten zwei Vortragsreisende der Adam Opel AG vor Meistern, Betriebsleitern, Konstrukteuren und Lehrlingen des Anneker Gusstahlwerks in vereinfachender aber sinnfälliger Weise verblüffende Anwendungsmöglichkeiten physikalischer und chemischer Gesetze. Die technische Gegenwart — aber auch schon Zukunft — nicht als trockene Theorie, sondern durch eindrucksvolle Experimente veranschaulicht, hielt eine Stunde lang das interessierte Publikum in Atem. Einen Höllenlärm vollführte beispielsweise das feuerspeiende Prinzipmodell eines Düsenautos (unser Bild).



foto des monats